1,80 DM / Band 578
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Geisel

Frankreich F 6,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Die Geisel

John Sinclair Nr. 578

von Jason Dark

erschienen am 01.08.1989

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Die Geisel

Das Haus stand im südlichen London, zudem relativ einsam, ideal für ein Verbrechen! Um diese mitternächtliche Stunde strahlten es lichtstarke Scheinwerfer von vier verschiedenen Seiten an, und in der Dunkelheit lauerten Scharfschützen.

Sie hatten die Mündungen ihrer schweren Waffen auf den Eingang, die Fenster und gegen die Fassade gerichtet. Die Männer waren trainiert, souverän und ruhig. Sie ließen sich auch durch das Blaulicht der Streifenwagen nicht stören.

Etwas entfernt stand ein Einsatzwagen, wo Captain Cliff Hamilton hockte, der Einsatzleiter. Er starrte auf die vier Monitore, die ihm das Bild draußen wiedergaben. Der Captain war nervös.

Hin und wieder saugte er an seiner Zigarette und schüttete den Kaffee in sich hinein. Die Luft im Wagen stank nach Rauch, sie war zudem feucht, und die Stille wurde hin und wieder von einem trocken klingenden Schluchzen unterbrochen.

Manchmal warf der Offizier einen Blick über die Schulter. Dann sah er den Mann, der wie ein Häufchen Elend auf dem Stuhl hockte und leise weinte.

»Beruhigen Sie sich, Mr. Brookman, er wird kommen.«

»Aber wann?« Die Frage klang wie ein Schrei.

»Gleich.«

»Dann sind meine Töchter tot.«

»Das wird sich der Kerl noch überlegen«, Hamilton stand auf.

»Und Sie haben sich wirklich nicht verhört? Hat er gesagt, daß er ein Zombie wäre?«

»Ja, wenn ich es Ihnen sage. Er hat es mehrere Male wiederholt. Er ist ein Zombie.«

»Okay, okay, es tut mir leid.« Hamilton räusperte sich. Er wußte selbst nicht, wie er sich der verzweifelt wirkenden Gestalt gegenüber verhalten sollte. »Möchten Sie noch einen Kaffee, Mr. Brookman?«

»Nein, mein Herz.«

»Ist gut.« Hamilton ging zur Tür.

»Wo wollen Sie hin?«

Hamilton öffnete die Tür des hohen Einsatzwagens. »Keine Sorge, ich lasse Sie nicht allein. Ich möchte nur frische Luft in den Wagen lassen.«

»Ach so – ja.«

In der Tür blieb Hamilton stehen. Einer seiner beiden Stellvertreter kam. »Es hat sich nichts getan, Sir. Der Kerl verhält sich ruhig.«

»Gut, sehr gut.«

»Wenn nur dieser verdammte Sinclair endlich kommen würde!«

Hamilton hob die Schultern. »Der Weg ist nicht eben nah. Er hat einige Meilen vor sich.«

»Trotzdem.«

»Ich hoffe nur, daß uns hier kein Theater vorgespielt wird.«

»Das kann man immer erst hinterher sagen, Sir.«

»Danke für den Ratschlag.« Hamilton schaute zum Haus hin. Es besaß eine helle Fassade. Im Licht der Scheinwerfer jedoch leuchtete es fast in einem strahlenden Weiß. Auf dem Dach blitzte eine hohe Antenne, zwei Vögel hatten sich eine der Querstreben als Schlafplätze ausgesucht. Hamilton trank den Becher leer. Er war ein Fachmann für Geisel-Verbrechen, hatte schon einiges hinter sich. Zumeist waren die Fälle glimpflich abgelaufen, auch wenn es schon mal tote Geiseln gegeben hatte. Er konnte stets im voraus sagen, wie ein Fall ablaufen würde. Hamilton verließ sich da voll und ganz auf sein Gefühl.

In diesem Fall hatte er ein schlechtes…

Was sich zunächst wie ein Witz angehört hatte, war zu einem Drama eskaliert, in dem leider noch eine Hauptperson fehlte. Ein Mann namens John Sinclair.

Hamilton kannte den Geisterjäger ziemlich gut. Er wußte, daß Sinclair mit beiden Beinen auf der Erde stand und kein parapsychologisch angehauchter Okkultist war, wie es manche der Kollegen behaupteten. Nein, der Oberinspektor gehörte zu den Menschen, mit denen es sich gut zusammenarbeiten ließ.

Hamilton schaute auf die Uhr. Vier Minuten nach Mitternacht. In genau sechs Minuten würde das erste Ultimatum des Zombies dort im Haus ablaufen. Dann sollte es Tote geben. Das wußte Sinclair auch. Hamilton hatte mit ihm am Telefon darüber gesprochen.

Die gesamte Atmosphäre hatte etwas Bedrückendes an sich. Eine gefährliche Ruhe vor dem Sturm, die binnen Sekunden vom Grauen zerstört werden konnte.

Davor fürchtete sich Hamilton. Daß einer seiner Leute die Nerven verlor, daß die Scharfschützen nicht genau zielten, verdammt, es gab so viel zu, bedenken.

Aus den Streifenwagen quäkten die Stimmen der Beamten, wenn sie in ihre Geräte sprachen. Jeder stand mit jedem in Kontakt, auch weiter im Westen, wo der Waldweg von der normalen Straße herführte und das Licht eines Scheinwerferpaares durch die noch blattlosen Zweige der Bäume blitzte.

»Na also«, sagte Hamilton. »Das wird er sein.« Hamilton knüllte den Becher zusammen, in dem sich zuvor Kaffee befunden hatte, und hörte aus dem Wagen wieder das Jammern.

»Mensch, halts Maul!« keuchte er, allerdings dermaßen leise, daß kein anderer ihn hörte.

Dann ging er auf den Wagen zu, der von einem seiner Polizisten eingewunken wurde…

***

Ich sah den Uniformierten im Licht meiner Rover-Scheinwerfer wie eine Schattengestalt erscheinen und wußte genau, daß ich mich am Zielort befand.

Endlich – nach einer Höllenfahrt durch London, einer Stadt, in der es leider auch zu mitternächtlicher Stunde noch genügend Verkehr gab, so daß ein Durchkommen kaum möglich war.

Der Beamte veränderte seine Haltung, streckte den rechten Arm aus und wies mich ein. Ich rollte in eine Lücke zwischen zwei Bäumen. Als die Zweige einer Hecke gegen die Stoßstange kratzten, trat ich voll auf die Bremse und stieg aus.

War es ein Fall? War es kein Fall? Noch wußte ich es nicht. Mir war

einfach zu wenig bekannt.

Mich hatte der Anruf von Captain Hamilton aus dem Schlaf geschreckt.

Mr. Brookman, Witwer, der mit seinen beiden Töchtern allein in einem großen Haus lebte, war überfallen worden. Keine normale Geiselnahme, denn der Eindringling hatte ihm erklärt, daß er ein Zombie sei und nur mit mir verhandeln wollte. Brookman hatte er laufenlassen, dessen Töchter aber befanden sich in seiner Gewalt.

In letzter Zeit war ich verdammt allergisch gegen das Wort Geisel geworden. Das hatte seinen Grund, denn Mary Sinclair, meine Mutter, war ebenfalls gekidnappt worden. Sie befand sich in der Hand eines Vampirs namens Will Mallmann. Früher war er Kommissar und ein Freund von mir gewesen, jetzt war er mein erklärter Todfeind.

Ob er meine Mutter schon zu einem Vampir gemacht hatte, das wußte ich nicht. Ich konnte nur hoffen, daß er sich noch zurückgehalten hatte, sonst wäre alles umsonst gewesen.

Über Mallmanns Pläne war ich im einzelnen nicht informiert, aber ich würde ihn jagen und mich auch nicht mehr in einen dienstlich angeordneten Kurzurlaub schicken lassen, wie es vor ein paar Tagen geschehen war. Ich reiste an die Cote d'Azur, traf dort auf Kara und mußte miterleben, wie eine kleine Stadt von einem schrecklichen Krakenfluch heimgesucht wurde. Ich hatte nicht viel tun können, denn Kara kannte sich dort besser aus.

Aber London war mein Revier.

Jemand kam mir entgegen. An der Größe allein erkannte ich, daß es Hamilton war.

»Hallo, John…«

»Hi, Cliff.«

Wir gaben uns die Hände. »Gut, daß du gekommen bist, John. Bisher ist alles normal geblieben, er hat sich nicht gerührt«, Hamilton schaute besorgt auf seine Uhr, »obwohl wir uns nicht an das Ultimatum gehalten haben.«

»Welches Ultimatum?«

»Er will mit dir reden.«

»Das kann er.« Ich hatte mir das Haus schon angeschaut. »Muß ich dort hinüber?«

»Nein, keinesfalls. Du kommst mit in den Einsatzwagen. Dort kannst du mit ihm telefonieren.«

»Gut. Ist er tatsächlich ein Zombie?«

Hamilton grinste mich an. »Das hat er gesagt, John.«

Ich hob die Schultern. »Manchmal gibt es Scherzbolde, die sich wichtig machen wollen.«

»Das wäre ein schlechter Scherz. Wenn ich Leute hasse, dann sind es Dealer und Geiselnehmer.«

»Das kann ich dir nachfühlen, Cliff.«

Er ließ mir den Vortritt beim Betreten des Einsatzwagens. Im Innern herrschte eine stickige Luft. Der Geruch von Rauch vermischte sich mit den Schweißausdünstungen des Mr. Brookman, der auf einem Hocker saß und den Kopf gesenkt hielt, so daß seine weißen Haare wie ein wirres Netz in die Stirn gefallen war. Er bot eine Gestalt des Jammers. Die Hände hatte er zusammengelegt und sie auf seine Oberschenkel gestützt. Daß Hamilton und ich den Wagen betreten hatten, war von ihm nicht wahrgenommen worden.

Der zweite Beamte vor einem der Monitore nickte mir zu. Ich blieb vor David Brookman stehen.

»Ich bin John Sinclair«, sagte ich leise.

Es dauerte eine Weile, bis ihm zu Bewußtsein kam, daß er angesprochen worden war. Als würden Steine gegen seinen Nacken drücken, so langsam hob er den Kopf.

Ich nickte ihm zu.

Er wischte mit der flachen Hand durch sein verquollenes und tränenfeuchtes Gesicht. Im fahlen Schein der Instrumentenbeleuchtung wirkte sein Gesicht wie eine grün gefärbte Landschaft aus Kratern, Erhebungen und Einschnitten. Die Qual zeichnete seinen Mund, seine Augen, sie nahm überhaupt alles ein.

»Sie… Sie sind da, nicht?«

»Natürlich. Ich kam, so schnell ich konnte.«

Brookman blickte mich mit einem Ausdruck an, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu weinen. Statt dessen aber faßte er mit seinen feuchten Händen nach den meinen und drückte sie hart. »Bitte, Sir«, sagte er. »Ich flehe Sie an. Bitte, retten Sie meine beiden Kinder! Holen Sie meine Töchter aus dieser Hölle.«

Ich erstarrte. »Zwei Töchter?«

»Ja, Donna und Marion.«

»Und sie befinden sich in der Gewalt dieses Mannes, der sich als Zombie bezeichnet hat?«

»Ja.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Nicht das Gesicht«, flüsterte Brookman. »Es war nicht möglich, er trug eine rote Kapuze. Als wäre er vom Ku-Klux-Klan geschickt.«

»Von seinem Gesicht war nichts zu sehen. Und von seinem Körper?«

»Auch nicht. Er hatte ihn mit einer weißen Kutte verhüllt. Ich sah nur dunkle Augen hinter den Schlitzen in der Kapuze.«

»Was haben Sie getan?«

»Ich bin gegangen und habe das Geld geholt.«

»Wie bitte?«

»Ja, aus meinem Safe im Geschäft. Ich führe eine kleine Privatbank, ich handle mit Geld.«

»Wie hoch war die Summe denn?«
Er deutete auf einen hellen Leinensack. »Darin sind eine halbe Million Pfund – in großen Scheinen.«
»Soviel haben Sie im Haus gehabt?«
»In meinem Büro. Ich verleihe oft Bargeld.«
Nun ja, diese Leute waren mir eigentlich nicht sympathisch. Wahrscheinlich zählte dieser Brookman zu den Kredithaien, die sich an der Not anderer bereicherte. Das wischte ich jetzt fort. Es durfte nur der Mensch zählen, der sich in großer Not befand.
»Was wollte dieser Zombie von mir?«
»Das weiß ich nicht. Ich sollte nur dafür sorgen, daß Sie hierherkommen, Sir.«
Ich schaute Hamilton an, der nichts sagte und nur die Schultern hob. Da war er überfragt.
Zu dritt schraken wir zusammen, als sich das Telefon meldete. Der große Einsatzwagen war mit einem mobilen Telefon ausgerüstet und konnte angerufen werden.
Bevor Hamilton abnahm, gab er seinem Assistenten ein Zeichen, der einen Regler hochschob.
Nun konnten alle mithören.
»Ja, Hamilton hier!«
»Gib mir Sinclair.« Die Flüsterstimme aus den Lautsprechern jagte selbst mir einen Schauer über den Rücken. Während mir der Captain den Hörer hinhielt, dachte ich darüber nach, wo ich diese Stimme schon einmal gehört hatte.
Nein, ich kam nicht darauf. Zudem klang sie verzerrt, als hätte der Anrufer etwas über die Muschel gelegt.
Ich meldete mich mit einem knappen »Sinclair hier.«
Dann hörte ich das Lachen. »Das ist gut, Sinclair. Das ist sogar sehr gut. Ich habe gesehen, wie du gekommen bist…«
»Wer sind Sie?«
»Ein Zombie.«
Ich lachte kratzig. »Das hörte ich schon, aber auch Zombies haben Namen, Mister.«
»Das spielt keine Rolle. Wichtig sind zwei Dinge. Einmal du und dann auch das Geld.«
»Die Fünfhunderttausend?«
»Genau.«
»Wir haben sie. Wenn Sie die beiden Mädchen freilassen, bekommen Sie das Geld, Mr. Zombie!«
»Sinclair, red nicht dumm daher! Zum Teufel! Versuche nur nicht, mich zu verarschen, sonst schneide ich eines der beiden Mädchen in Stücke. Hast du gehört?«
Ich hörte Brookman aufschluchzen.

In meinem Magen zog sich einiges zusammen. Wer immer dieser Kerl auch sein mochte, ob Zombie oder nicht, ich war mir jetzt schon sicher, daß ich ihn jagen würde.

»Bist du noch dran, Sinclair?«

»Sicher.«

»Wie schön, also reden wir weiter. Du hast das Geld, wirst es nehmen und dich in deinen Wagen damit setzen. Verstanden?«

»Ja.« Ich räusperte mich. »Aber wie geht es weiter?«

»Mein Fluchtwagen wurde bereits aufgetankt abgestellt. Erkundige dich bei dem Polizisten.«

Hamilton nickte mir zu.

»Beide Fahrzeuge haben Telefon. Wir stehen also in Kontakt miteinander, Sinclair, aber nur wir, hast du gehört? Niemand wird uns stören, oder uns folgen. Ich verbiete jegliche Verfolgung, es sei denn, euch ist das Leben der Geiseln nichts mehr wert.«

»Schon gut, Zombie!«

»Schön, daß du vernünftig bist. Du nimmst jetzt das Geld, wartest, bis ich abgefahren bin und rollst hinter mir her. Das ist vorerst alles. Noch etwas. Es hat keinen Sinn, wenn die Bullen anfangen zu schießen. Ich bin immer besser.«

»Ja, das glaube ich dir.«

»Bis gleich dann.« Er unterbrach die Verbindung.

Auch ich legte auf. »Was ist für ihn bereitgestellt worden?«

»Er bestand auf einen Mercedes. Schwarz, zumindest dunkel. Er wollte Platz haben.«

»Gut. Wo finde ich den Wagen?«

»Er parkt vor dem Haus.«

»Okay.«

Brookman war aufgestanden. Er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Sein Blick flackerte. »Mr. Sinclair, Sir«, flüsterte er. »Tun Sie bitte alles, um meine Töchter zurückzuholen. Bringen Sie mir die beiden gesund wieder?«

Ich bückte mich nach dem Geld. »Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, Mr. Brookman.«

»Danke, Sir, danke, zu Ihnen habe ich Vertrauen.«

Ich verließ den Wagen, blieb stehen und schaute hinüber zu dem Haus, das im grellen Licht der Scheinwerfer lag. Hamilton war mir gefolgt.

»Sieht aus wie eine Filmkulisse, wie?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Nur ist es leider kein Film.«

»Sag mal, Cliff, was ist dieser Brookman eigentlich für ein Mensch?«

»Geldverleiher.«

»Kredithai?«

»Ich glaube.«
»Dann könnte dieser Mann, der sich Zombie nennt, möglicherweise einer seiner Kunden gewesen sein?«
»Daran habe ich auch gedacht. Wir werden mit Brookman die Kartei durchgehen. Nur verstehe ich nicht, daß dieser angebliche Kunde ausgerechnet dann dich sprechen will.«
»Richtig, Cliff. Das ist genau faul an der Sache.« Wir waren neben meinem Rover stehengeblieben. Ich war sicher, daß uns der Unbekannte beobachtete.
Ich schloß die Wagentür auf und warf den Sack mit dem Geld auf den Beifahrersitz. Der Mercedes parkte tatsächlich vor dem Haus. Er hob sich scharf vor dem Hintergrund des weißen Vorgartenzauns ab.
»Werdet ihr schießen, Cliff?«
»Wir haben die besten Leute bei uns.«
»Es wird nicht reichen, Cliff. Ich habe das Gefühl, als hätte dieser Zombie noch einige Tricks auf Lager.«
»Dann muß er sich schon sehr anstrengen.«
»Warte es ab.«
»Zwei Geiseln kann er nicht so ohne weiteres unter Kontrolle halten. Ich bin sicher, daß wir den Fall in unserem Sinne erledigen und Brookmans Töchter retten können.«
»Dein Wort in Gottes Ohr.« Es war meine letzte Bemerkung vor dem Einsteigen.
»Viel Glück, John.«
Ich nickte und zog die Tür zu. Hamilton verschwand wieder im Einsatzwagen. Ich kurbelte die Seitenscheibe nach unten und spürte kaum die frische Luft, als sich das Telefon meldete.
»Du sitzt im Wagen, Sinclair, gut.«
»Und wie geht es weiter?«
»Hast du das Geld?«
»Klar.«
»Okay, ich komme.«
»Na denn«, sagte ich und hängte ein.
Sekunden der atemlosen Spannung verstrichen. Es dauerte ungefähr eine halbe Minute, als sich die Tür langsam von innen her öffnete und etwas erschien, daß ich kaum fassen konnte, weil ich es noch nie zuvor erlebt hatte.
Doch meine Befürchtungen bewahrheiteten sich.
Dieser Zombie war raffinierter, als wir überhaupt gedacht hatten.
Mir sträubten sich die Nackenhaare…

***

Im scharfen Licht der Scheinwerfer sahen wir alle das gespenstische Wesen, daß aus dem Haus auf die Veranda trat. Selbst ich zeigte mich

irritiert. War es tatsächlich ein Gespenst?

Ein heller, krakenhaft aufgeblähter Klumpen, unförmig, halbrund und mit sechs Beinen versehen.

Aber sechs Beine oder Füße, die zu menschlichen Personen gehörten. Der Fall lag klar.

Wer immer dieser Geiselnehmer sein mochte, er hatte es geschafft, uns reinzulegen. Die Scharfschützen, die Polizeioffiziere und natürlich auch mich.

Seine Logik war simpel. Er brauchte nur ein Bettuch zu nehmen, sich es über den Kopf zu hängen und die beiden Geiseln ebenfalls mit unter das Laken stecken. Irgendwo mußte er auch Löcher hineingeschnitten haben, um etwas sehen zu können. Die Scharfschützen aber wagten es nicht, abzudrücken. Niemand wußte, wo sich der Kidnapper befand und wo die Geiseln. Die Gefahr, eine der Frauen zu erwischen, war einfach zu groß.

Ich wußte nicht, wer der Unbekannte war, ich mochte ihn auch nicht, aber ich konnte mir ein anerkennendes Nicken nicht verkneifen. Mit dieser Reaktion hätte ich nicht gerechnet. Daß er bei den Brookmans erschienen war, konnte man nicht als einen Zufall bezeichnen. Dahinter steckte Methode. Da war jedes Detail geplant worden.

Noch bewegten sich die drei Personen unter der Bettdecke auf der Veranda entlang. Die Fußsohlen schleiften über das Holz, sie gingen sehr langsam, als hätten sie alle Zeit der Welt.

Ich schaute durch die geöffnete Seitenscheibe und sah nicht nur die beiden Geiseln und den Mann, sondern auch die anderen Polizisten und Scharfschützen, die wie erstarrt wirkten. Selbst das Quäken der Funkgeräte war nicht zu vernehmen.

Neben mir erschien ein Schatten. Ich hatte Cliff Hamilton nicht gehört und sah nur, wie er sich langsam aufrichtete. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. »Sinclair, das ist eine ganz schöne Scheiße!« flüsterte er.

»Und wie.«

»Was können wir tun?«

»Nichts. Du nichts, Cliff, und deine Leute auch nicht. Ich habe die Bedingungen gehört und werde sie auch akzeptieren. Ich möchte nicht das Leben der beiden Geiseln riskieren.«

»Klar, wir halten uns zurück.«

»Und bitte, keine Verfolgung aufnehmen. Ist der Fluchtwagen völlig in Ordnung?«

»Wie meinst du das?«

»Der Tank gefüllt, keine Sender, keine Zeitbomben…«

»Bitte, John.«

»Ich habe schon Dinge erlebt, die mir die Haare zu Berge stehen

ließen. Gerade bei Geiselnahmen.«

»Dann waren es andere als wir.«

»Das ist möglich. Ich kann mich darauf verlassen, daß dieser Mercedes normal fährt?«

»Das kannst du hundertprozentig.« Er machte noch einmal das Siegeszeichen und verschwand.

Ich konzentrierte mich wieder auf den Zombie und seine beiden Geisel. Die drei Personen unter der Bettdecke hatten fast das Ende der Veranda erreicht. Sie brauchten nur mehr die Stufe herabzusteigen, zwei Schritte zu gehen und hatten den Wagen erreicht.

Mein Blick suchte die Scharfschützen.

Keiner von ihnen zeigte sich entspannt. Sie saßen noch immer auf der Lauer, die Finger an den Abzügen der schweren Waffen. Feuer und Blei würden sie speien, wenn sich eine Chance bot.

Die aber kam nicht. Auch als die drei Personen den Wagen erreichten, blieben sie unter der Deckung. Der Zombie hatte sich bewußt ein großes Fahrzeug ausgesucht. Irgendwie mußte er es schaffen, zusammen mit den Frauen einzusteigen.

Die Spannung wuchs.

An der Fahrerseite drängte sich die Bewegung zusammen. Zwei Frauen und ein Mann wollten sich in das Fahrzeug drücken. Das schaffen sie nie, dachte ich.

Ich irrte mich.

Plötzlich saßen sie im Fahrzeug. Drei Personen drängten sich auf den Vordersitzen zusammen, und auch weiter lag die Bettdecke über ihnen. Wie sollte das gutgehen?

Ich hätte vielleicht aufgegeben, nicht der Zombie. Da der Mercedes mit einem Telefon ausgerüstet war, so wie er es verlangt hatte, konnte er sich mit mir in Verbindung setzen. Kaum hatte es zum erstenmal geklingelt, hob ich den Hörer ab.

Wieder vernahm ich die flüsternde Stimme, ohne den Kidnapper identifizieren zu können. »Sinclair, sag ihnen, daß sie die verdammten Scheinwerfer löschen sollen. Sag es ihnen!«

»Gut. Und dann?«

»Fährst du vorsichtig hinter mir her. Nur du, so wie wir es abgesprochen haben.«

»Ja, ich werde es versuchen.«

»Nicht nur versuchen, sondern tun!«

»Okay.« Ich legte auf und streckte meinen Arm aus dem Fenster, bevor ich ihn kreisend bewegte.

Cliff Hamilton verstand das Zeichen. Er verließ den Einsatzwagen und kam zu mir.

»Hör zu, Cliff. Der Kidnapper will, daß ihr die Scheinwerfer löscht. Kein Licht soll mehr brennen.«

»Hat er…?«
»Nein, er hat keinen Grund genannt. Er will es so. Ich meine, wir sollten es akzeptieren.«
Hamilton überlegte nicht lange. »Ist gut, John, warte noch ein paar Sekunden.«
Hamilton tauchte in seinen Einsatzwagen. Ich schaute auf den Geisel-Mercedes. Dort hatte sich nichts verändert. Nach wie vor hockten die drei vorn zusammen. Nicht einmal das Laken hatte sich verschoben. Ich konnte nicht sehen, um wen es sich bei dem Kidnapper handelte. Brookman hatte uns erzählt, daß sich der Mann mit einer roten Kapuze maskiert hatte. Er wollte demnach nicht, daß er erkannt wurde. Ich stellte mir natürlich die Frage, ob es sich bei ihm um einen alten Bekannten von mir handelte, der sich als Zombie bezeichnete oder möglicherweise tatsächlich ein lebender Toter war.
Mein Atem dampfte hinein in das helle Licht, das blau wirkende Nebelschleier zogen. Einen Moment später veränderte sich das Bild schlagartig.
Plötzlich waren die Scheinwerfer verschwunden. Die Dunkelheit fiel über das Land wie ein lichtloser Sack. Der Wagen war kaum zu erkennen, auch die Fahrzeuge der Polizeibeamten verschwammen in der Finsternis. Bis sich unsere Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, vergingen einige Sekunden.
Noch stand der Mercedes vor dem Haus. Als etwas unförmig wirkender Schatten, der plötzlich zwei strahlende Augen bekam, als die Scheinwerfer eingeschaltet wurden.
Wenn ich meine Augen sehr anstrengte, erkannte ich im Wagen vorn die Bewegung. Wenn sie fahren wollten, konnten sie auf keinen Fall auf den Vordersitzen bleiben.
Etwas Weißes flog aus dem Fahrzeug, flatterte auf und senkte sich dem Boden entgegen. Es war die Decke, die bisher die drei Menschen verborgen hatte, wobei ich nicht sicher sein konnte, ob es sich bei dem Geiselnehmer um einen Menschen handelte.
Ich berührte mit der Hand den Zündschlüssel. Wenn der Mercedes startete, wollte auch ich anfahren.
Der Motor des anderen Wagen sprang an. In der Stille hörte es sich überlaut an.
Ich dachte darüber nach, welchen Weg er wohl nehmen würde.
Viel Auswahl blieb ihm nicht. Er konnte eigentlich nur die Straße nehmen, die parallel zu einem kleinen Fluß führte, der sich Rover Crane nannte. Dieser Fluß schlängelte sich durch die südliche und südwestliche Umgebung Londons, um südlich von Richmond in die Themse zu münden.
Allerdings konnte er auch nach etwa zwei Meilen abbiegen, um auf der breiten Great Chertsey Road in Richtung Stadt und stets am

südlichen Ufer der Themse herzufahren.

Bevor er allerdings die breite Straße erreichte, mußten wir über eine alte Holzbrücke, unter der der River Crane entlanggurgelte.

Auch ich startete, behielt den Mercedes stets im Blick, der sich langsam und irgendwie behäbig in Bewegung setzte. Wie sich die drei Personen verteilt hatten, konnte ich nicht genau erkennen. Jedenfalls saßen zwei vorn.

Wenn mich nicht alles täuschte, fuhr eine der Geiseln. Mein Telefon meldete sich wieder.

»Ja…«

»So, Sinclair, wir rollen. Noch einmal. Wehe, wenn uns jemand folgt, dann gibt es Tote.«

»Sie werden auch nicht überleben.«

Sein Lachen klang widerlich. Dann fragte er: »Kann man einen Zombie denn töten?«

Danach hängte er ein!

***

Kann man einen Zombie töten? Ja, man konnte es. Leider nicht mit normalen Waffen, es sei denn, man trennte ihm den Schädel vom Körper. Aber das mußten wir außen vor lassen.

Der Mercedes drehte eine weit angesetzte Linkskurve. Er fuhr dabei quer durch das Gelände, um die schmale Straße an einem bestimmten Punkt zu erreichen.

Ich wartete noch und lauschte dabei auf das Geräusch des Rover-Motors. Er lief rund, stotterte nicht; das Fahrzeug wurde von unseren Spezialisten in Form gehalten.

Die Szene hatte etwas Unheimliches an sich. Nicht allein wegen der Dunkelheit und der darin verblassenden Gegenstände, nein, es ging auch um diese Lautlosigkeit, die einfach nicht paßte, weil zu viele Menschen in der Nähe lauerten.

Bei einem Schwenk erfaßten die Scheinwerferstrahlen auch den Rover und mich. Ich wurde für einen kurzen Moment geblendet, dann sah ich die großen Heckleuchten vor mir.

Auch ich startete.

Der Rover rutschte über einen Kantstein. Ich spürte jede Bewegung doppelt und kam mir vor, als würde ich alles in einer Zeitlupe erleben. Vielleicht lag es auch an der Atmosphäre, die sich zu einer ungemein starken Spannung verdichtet hatte. Nicht nur für mich war es psychischer Nervenstreß, der unter die Haut ging. Ich hatte den Eindruck, als würden eben diese Nerven offen liegen.

Die Straße war nicht glatt. Jedesmal, wenn der Mercedes über einen Buckel fuhr, tanzten die Hecklichter auf und nieder. Das Innere blieb dunkel, mir war nur die Sicht durch die Frontscheibe gestattet. Zu

gern hätte ich das Fernlicht eingeschaltet. Das wiederum traute ich mich nicht. Eine derartige Lichtfülle hätte den Zombie zu unkontrollierten Reaktionen verleiten können.

Er setzte sich mit mir in Verbindung. Ich nahm den Hörer ab, als das Telefon summte.

»Gut, Sinclair, gut!« wisperte der Zombie. »Bisher hast du hervorragend reagiert.«

»Sparen Sie sich die Komplimente! Wie geht es weiter?«

»Du fährst mit Abblendlicht hinter mir her. Ich melde mich wieder, wenn wir an der alten Brücke sind.«

»Was ist mit den Geiseln?«

Der Zombie lachte. »Noch geht es ihnen gut. Es liegt an dir, ob es auch so bleiben wird.« Dann legte er auf.

Ich war frustriert und sauer. In mir kochte es, aber ich schaffte es, mich zur Ruhe zu zwingen.

Ein Blick in Innen- und Rückspiegel zeigte mir, daß sich die Kollegen an die Anordnungen hielten. Sie folgten mir nicht und blieben auf ihren Plätzen.

Daß sie eine Ringfahndung in die Wege leiten würden, stand fest.

Nur würde die Fahndung heimlich ablaufen, denn dieser Zombie durfte auf keinen Fall Verdacht schöpfen.

Das einsam stehende Haus war hinter mir zurückgeblieben. Die Landschaft des südwestlichen Stadtrandes hatte mich geschluckt.

Eine noch wald- und wasserreiche Gegend, mit zahlreichen kleinen Bächen, viel Wiese, aber auch Gemeinden, die zum Großraum London zählten. Die Menschen, die in den Dörfern lebten, arbeiteten zumeist in der gewaltigen Metropole.

Und eine Umgebung, in der sich des Nachts Fuchs und Hase die Pfoten reichten.

Hier befand sich kaum ein Fahrzeug auf den Fahrbahnen, auf den Nebenstrecken schon gar nicht.

Ich wischte mir einige Male den Schweiß von der Stirn. In der Kehle spürte ich das Drücken. Ich hatte nur Augen für den vor mir langsam dahinrollenden Mercedes, dessen Scheinwerferstrahlen das die Straße umsäumende Buschwerk wie ein geisterhaftes Gemälde aus der Finsternis riß.

Ich versuchte mich zu erinnern, wann die Brücke auftauchen würde. Vier, fünf Kurven mußte ich schon noch fahren, allerdings bewegten wir uns schon am Crane River entlang, der hinter dem Buschgürtel seinen Weg durch das schmale Flußbett fand.

An verschiedenen Stellen stiegen Nebelschwaden wie blasse Schleier hoch und verfingen sich im Gestrüpp.

Ich hielt den Abstand bei, wartete darauf, die Brücke zu erreichen.

Dabei dachte ich auch über mein Gefühl nach. War es ein positives,

ein negatives?
Geiselnahme ist immer schlimm. Es gibt zwar bestimmte Regeln, wie man reagieren sollte, aber nicht immer paßten sie. Ein Kidnapper handelte oft genug unorthodox. Manchmal ließ er sich auf keine Verhandlungen ein, dann wiederum zeigte er sich kooperativ, um in nächsten Augenblick vielleicht Menschen zu töten.
Diese Verbrecher paßten in kein Schema.
Und nun hatte sich ein Geiselnehmer als Zombie bezeichnet. War er ein Zombie? Wenn ja, konnte man ihn in seinen Handlungen mit denen eines normalen Geiselnehmers vergleichen?
Das stand noch in den Sternen. Allerdings hätte er sich bisher nicht anders verhalten, als ein normaler Kidnapper. Hoffentlich hielt er sein Versprechen und gab die beiden Frauen frei.
Da hakte es bei mir. Weshalb hatte er sich zwei Geiseln genommen? Das paßte nicht in die Regel. Normalerweise begnügte sich ein Kidnapper mit einem Opfer. Weshalb also diesmal ein zweites?
Da mußte etwas dahinterstecken. Nur kam ich nicht auf die Lösung des Rätsels.
Längst war mir die Sicht auf unsere Startposition genommen worden. Wir glitten langsam durch die Kurven. Ich zählte mit und dachte daran, daß wir bald die Brücke erreicht haben mußten. Dieser Übergang bildete das erste Hindernis. Dort würde sich einiges entscheiden, dessen war ich mir sicher.
Noch erschien sie nicht. Das Licht des Mercedes-Scheinwerfer verfing sich im Strauchwerk. Allmählich bekam es Knospen. Der bevorstehende Frühling ließ sich nicht mehr wegleugnen.
Meine innere Spannung wuchs. Auf der Haut des Nacken spürte ich den dünnen Schweißfilm, obwohl es kühl durch das offene Fenster in den Rover drang.
Von der rechten Seite her klangen die Geräusche in den Wagen: das Gurgeln des River Crane. Manchmal schien auch ein Händeklatschen zu hören sein.
Wieder rollte der Mercedes in eine Kurve. Sie gehörte nicht zu den engen. Die Fahrerin mußte den Bogen weit nehmen. Dahinter schob sich der Aufbau der alten Holzbrücke aus der Dunkelheit. Ein sehr alter Übergang. Ich erinnerte mich daran, daß die Straße durch Holzbohlen abgelöst wurde, die die Unterlage bildeten.
Die Heckleuchten glühten stärker.
Noch einmal stoppte der Wagen. Er mußte sich mit seinen Vorderreifen schon auf der Brücke befinden. Kaum stand er, hörte ich schon das Summen des Telefons.
Ich hob ab, als ich ebenfalls angehalten hatte. Der Zombie ließ mich gar nicht erst zu Wort kommen. »Sinclair, wir haben die Brücke jetzt erreicht.«

»Das sehe ich.«
»Gut.« Wieder dieses Wispern, das unangenehm mein Ohr füllte.
»Ich sage dir jetzt, wie es weitergeht. Ich fahre bis zum Ende der Brücke durch. Du bleibst am Anfang stehen. Verstanden?«
»Klar.«
»Okay. Wenn ich angehalten und du ebenfalls gestoppt hast, wirst du aussteigen, das Geld nehmen und damit bis zur Brückenmitte gehen. Dort stellst du es ab.«
»Verstanden. Und weiter?«
»Ich werde es holen lassen. Eine Geisel behalte ich bei mir, Sinclair. Du hast keine Chance.«
»Ja, ist gut.«
»Noch eine Frage. Habt ihr euch auch nicht verzählt?«
»Nein.«
»Wenn doch, werde ich sehr wütend.«
»Du brauchst keine Angst zu haben. Wann läßt du die Geisel frei, Zombie?«
Er ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Das kommt allein auf dich und die Umstände an.«
»Verstehe.«
»Benimm dich, wie ich es von dir verlange. Alles andere ist für dich uninteressant.«
»Darf ich fragen, wer du bist, Zombie?«
»Das darfst du. Nur werde ich dir keine Antwort geben. – Du kennst mich sogar, Sinclair. Ja, ich glaube, daß du mich genau kennst.«
»Wie schön.« Ich hatte bereits ins Leere gesprochen. Die Verbindung existierte nicht mehr.
Tief holte ich Luft. Es vergingen einige Sekunden, bevor sich der Mercedes wieder in Bewegung setzte. Etwas schaukelnd rollte er über die Unebenheiten der Brücke hinweg.
Die beiden Seiten der Brücke bestanden aus Halbbögen, die von Trägern gestützt wurden. Das alte Eisen glänzte feucht in der kalten Luft. Vom Wasser her wallten dünne Nebelschwaden hoch und sahen im Licht der Scheinwerfer aus wie bläuliche Wolken, wenn sie über die Fahrbahn zogen.
Ich wartete so lange, bis ich die Heckleuchten des Mercedes abermals aufglühen sah. Der Wagen hatte das Ende des Übergangs erreicht, wie es mir der Zombie gesagt hatte.
Ich löste den Gurt und beugte mich hinüber zum Beifahrersitz, wo der Beutel mit dem Geld stand. Scheine haben ihr Gewicht. Das merkte ich, als ich den hellen Sack anhob.
Noch blieb ich im Wagen. Den Beutel mit dem Lösegeld ließ ich auf meinen Oberschenkeln liegen.
Am Mercedes rührte sich nichts. Er kam mir vor wie eine dunkle

Insel über dem Wasser, die sich plötzlich veränderte, als die linke Beifahrertür aufgedrückt wurde.

Eine Gestalt taumelte aus dem Fahrzeug, in dem die Innenbeleuchtung nicht anging.

Die Gestalt mußte einen Stoß bekommen haben. Beinahe wäre sie gefallen.

Daß es sich bei ihr um eine Frau handelte, erkannte ich bisher nur an den langen Haaren. Sie trug ein Kleid, das für den kühlen Abend zu dünn war.

Am Kofferraum stützte sie sich ab und wartete. Ihre Haltung war gebückt, sie hatte Furcht, das merkte ich ihr selbst aus dieser Entfernung an. Vor ihrem Mund fächerte der Atem als dünne Wolken auseinander.

Wieder rief mich der Zombie an. »Steig aus, Sinclair! Nimm das Geld und geh zur Brückenmitte! Dort stellst du es ab und begibst dich wieder zu deinem Wagen.«

»Was ist mit den Frauen?«

»Das überlaß mal mir.«

»Wie du meinst.«

Ich stieg aus. Mein Gefühl war verdammt ungut. Noch immer hielt der Zombie die Trümpfe in der Hand. Ich bewegte mich nach seinen Befehlen und kam mir vor wie eine Marionette. Dieser Hundesohn hielt mich tatsächlich an der langen Leine.

Die kalte Wut stieg in mir hoch. Das Gewicht des Geldsacks spürte ich an meiner rechten Hand, sie hing nach unten. Der helle Sack baumelte bei jedem Schritt mit.

Auch wenn ich etwas hätte sagen wollen, es wäre mir wohl kaum gelungen. In meiner Kehle war es trocken, eine kleine Wüste hatte sich dort gebildet.

Die Gänsehaut blieb, als ich über die Bohlen der Brücke schritt. Sie waren naß geworden, auch irgendwie weich. Meine Schritte hinterließen kaum Echos.

Das Wasser gurgelte unter der Brücke hindurch. Ein langes, dunkles Band mit Schaumstreifen auf der Oberfläche. Die Geisel rührte sich nicht vom Fleck. Nach wie vor stützte sie sich auf dem Kofferraum der dunklen Limousine ab.

Die Geisel hatte genaue Anweisungen bekommen, wie sie sich zu verhalten hatte. Im Wagen waren die zweite Frau und der Zombie geblieben. Erkennen konnte ich von ihnen nichts.

Jeder Schritt wurde für mich zu einer Qual. Ich starrte die Geisel an, hoffte, sie durch Blicke beeinflussen zu können, nur war die Entfernung zu groß. Unter den dunklen Haaren glich ihr Gesicht nur mehr einem blassen Fleck.

Bis zur Mitte der Brücke hatte der Zombie mir geraten. Ich blieb

stehen, als ich meiner Ansicht nach die Stelle erreicht hatte. Dort stellte ich den Sack mit dem Lösegeld ab.

Um die Summe tat es mir nicht leid, mir ging es einzig und allein um die Frauen.

Aus meiner gebückten Haltung schaute ich noch einmal nach vorn. Am Wagen hatte sich nichts verändert, auch der Zombie zeigte sich nicht. Ich richtete mich auf, nickte der Geisel zu, die jedoch nicht reagierte und wieder zurückging. Die ersten drei Schritte lief ich noch rückwärts, dann drehte ich mich um und ging schneller.

Ich schaute erst wieder zurück, als ich mich in den Wagen setzte.

Die Geisel setzte sich mit zögernden Schritte in Bewegung. Sie ging wie eine Seiltänzerin, die ihre ersten Versuche auf dem Hochseil übte und Mühe hatte, nicht abzustürzen. Auch der jungen Frau erging es so, denn sie hatte die Arme ausbreiten müssen.

Ich stand noch neben dem Rover, als sich das Telefon abermals meldete.

Ich tauchte mit dem Arm hinein und hob ab.

»Gut gemacht, Sinclair. Bisher hat alles hervorragend geklappt. Gratuliere.«

»Was ist mit den Geiseln?«

»Keine Sorge, du wirst auch alles andere hautnah miterleben. Eine wundervolle Inszenierung, findest du nicht auch?«

Das fand ich nicht, aber ich lauschte dem Klang der Stimme nach.

Okay, durch irgend etwas war sie verzerrt worden, aber ich ging davon aus, sie schon gehört zu haben. Dieser Zombie mußte ein Bekannter sein, wobei sich die Frage stellte, aus welcher Zeit? Lag es Jahre zurück oder nur Monate?

»Wie geht es weiter?«

»Sie holt jetzt das Geld. Wir können ruhig in Verbindung bleiben, es macht mir nichts aus.«

»Ja, schon gut.«

Das Mädchen ging nicht schnell. Es schien sich genau an die Regeln zu halten, die man ihm eingegeben hatte. Der Wind drückte ihr Kleid enger gegen den Körper. Sie mußte frieren.

Neben dem Leinenbeutel blieb sie stehen und bückte sich.

Ich hielt auch jetzt den Hörer fest. »Ist sie nicht gehorsam?« fragte der Zombie leise.

»Ja, ich sehe es.«

»Das ist doch gut, Sinclair. Ich brauche gehorsame Menschen um mich herum.«

Nun nahm die Geisel den Beutel hoch und hielt ihn mit beiden Händen, stand noch gebückt, hob auch die Schulter an, um sich dann mit einer schwerfällig wirkenden Bewegung umzudrehen.

»Bleib noch dran, Sinclair!« wisperte der Zombie. »Bleib nur am

Draht. Wir sind noch nicht fertig.«

»Wenn Sie sich davon überzeugen wollen, ob das Geld der Summe entspricht, so kann ich Ihnen sagen, daß es bis auf den letzten Penny stimmt.«

»Das glaube ich sogar.«

»Wie geht es Ihrer zweiten Geisel?«

»Sie lebt.«

»Wie schön.«

»Sei nicht sarkastisch. Es kann leicht anders kommen, glaub mir. Na ja, da kommt ja meine Kleine.« Er lachte, dann wurde seine Stimme wieder ernst, während ich noch darüber nachdachte, wo ich dieses Lachen schon gehört hatte. Seine Stimme veränderte sich abermals. »Sie ist fast da, meine Helferin. Gut, Sinclair, wir beide brechen jetzt die Verbindung ab. Du wirst dich noch einmal der Mühe unterziehen müssen und die gleiche Strecke zurücklegen.«

»Wieso?«

»Geh den Weg! Bleib dort stehen, wo du zuvor auch den Geldbeutel abgelegt hast.«

»Was soll das für einen Sinn haben?«

»Soll ich die beiden killen?«

»Nein, schon gut.« Ich hängte den Hörer ein. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Wünschen des Zombies nachzukommen. Verdammt, der Unhold hielt mich noch immer in seinen Klauen.

Als die Geisel den Mercedes erreicht hatte, setzte ich mich wieder in Bewegung. Ich wußte nicht, was der Zombie noch vorhatte, aber in mir stieg der Zorn hoch. Er hatte nicht nur mich genarrt, nein, auch noch eine Einsatztruppe der Polizei.

Ich räusperte mich. Kalt war es. Dunstschleier umspielten meine Knöchel.

Eine Tür schwappte zu, als ich dort stehenblieb, wo ich schon zuvor gewesen war.

Der Motor des Mercedes lief immer noch. Dicke Abgaswolken vermengten sich mit dem Dunst.

Mir war der Kragen zu eng geworden. Wenn ich einatmete, hatte ich das Gefühl, die Luft durch eine halbgeschlossene Kehle zu holen.

Mir wurde schwindelig.

Dann fuhr der Mercedes an.

Diesmal ruckartig und schnell. Jenseits der Brücke fiel die Straße etwas ab, um in eine Linkskurve hineinzulaufen. Sehr bald war das Fahrzeug aus meinem Blickfeld verschwunden. Zuletzt sah ich nur das Schimmern der Heckleuchten.

Voller Wut lief ich einige Schritte vor. Am liebsten wäre ich hinter dem Fahrzeug hergerannt, hielt mich aber zurück, wollte mich auch wieder umdrehen, als mir etwas auffiel.

An der rechten Seite, zwischen der untersten Stelle des Halbbogens und dem Platz, wo der Mercedes gehalten hatte, sah ich einen dunklen Gegenstand auf dem Boden liegen.

Ein Körper?

Ich schaute genauer hin, lief schon vor, und plötzlich klopfte mein Herz bis zum Hals.

Zwei Geisel hatte der Zombie genommen. Es war schwer für ihn, sich mit beiden zu belasten. Sollte er etwa…?

Ich erreichte die Stelle, wo sich der Umriß von den dunklen, feuchten Bohlen abhob.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde ich mit dem Untergrund weggerissen. Ich schien zu schweben, beugte mich nieder, und hauchte ein »Nein«.

Regungslos lag die blonde Gestalt auf der kalten Erde. Sie hatte sich noch einen Mantel überstreifen können. Welche der beiden Brookman-Töchter es war, wußte ich nicht. Aber ich sah den dicken, feuchten, roten Fleck in Herzhöhe.

Das Mädchen war tot!

***

Aus – vorbei! Es war alles umsonst gewesen. Ich hatte es nicht geschafft, obwohl ich mich an jede der Abmachungen gehalten hatte.

Aus der Tiefe meines Körpers stieg es heiß und würgend in die Kehle hoch. Dort setzte sich der Klumpen fest und machte meine Stimme rauh. Das Geländer der Brücke verschwamm vor meinen Augen.

Die Kraft verließ den Körper, es erreichte mich keine Entspannung, nur eine verdammte Lethargie, die wie eine Flut kam und mich fast von den Beinen gerissen hätte.

Mit hängendem Kopf stand ich vor der Toten. Ich war der große Verlierer in diesem Spiel gewesen.

Nein, nicht nur ich, wir alle hatten verloren. Dieser Zombie war grausam und dabei eiskalt vorgegangen. Einen genau ausgeklügelten Plan verfolgend, das war schon eine Meisterleistung, wenn auch im negativen Sinne.

Mit einer müden Handbewegung strich ich mein feucht gewordenes Haar zurück. Ebenso müde drehte ich mich um und ging den Weg zum Wagen mit schleppenden Schritten zurück.

Dieser Kidnapper hatte die Dunkelheit eiskalt für seine Pläne ausgenutzt. Ich war zu weit entfernt gewesen, um etwas erkennen zu können. Möglicherweise hatte er die junge Frau auch getötet, als er mit mir gesprochen hatte.

Der Schweiß lag naß auf meinen Handflächen. Fast wäre mir der Hörer des Telefons noch aus den Fingern gerutscht, als ich mich mit Cliff Hamilton in Verbindung setzte.

»John – endlich. Was ist passiert?«
Mein Atem drang als schweres Schnaufen durch die Leitung. »Es ist nicht glattgegangen, Cliff.«
»Wie?«
»Eine der beiden Geisel ist tot.«
Kurze Pause, dann seine Stimme. »Du… du bist verrückt, John! Du machst Witze!«
»Tut mir leid. Mir ist nicht nach Witzen zumute. Die junge Frau liegt auf der Brücke.«
»O nein, Scheiße!« Cliff Hamilton stöhnte auf. Erst jetzt war ihm die Tragweite meiner Worte bewußt geworden. »Das hätte nicht passieren dürfen. Und die andere?«
»Er hat sie mitgenommen.«
»Das heißt, wir können keine Großfahndung einleiten, ohne die Person in tödliche Gefahr zu bringen?«
»So ist es!«
»Welche hat er getötet?«
»Ich kenne die Vornamen nicht. Das Mädchen hat blonde Haare.«
»Dann war es Donna.«
»Ja. Sagst du Brookman Bescheid?«
»Später, John. Ich werde zu dir kommen. Zieh die Schützen noch nicht ab. Ich werde nur eine vorläufige Entwarnung geben.«
»All right, Cliff, du findest mich am Anfang der Brücke.« Ich legte auf und zündete mir eine Zigarette an. Hin und wieder mußte ich einfach zu einem Glimmstengel greifen. Ich ärgerte mich auch darüber, aber nobody is perfect.
Den Rauch pustete ich durch das offene Fenster. Mein Blick glitt über die unebene Fahrbahn auf der Brücke hinweg, ohne direkt Einzelheiten wahrzunehmen.
Ich sah den Nebel, der stärker geworden war. Der Fluß produzierte die grauen Schleier, die sich wie ein Totenhemd über die gesamte Umgebung legten.
Schlapp und müde fühlte ich mich, ausgebrannt, innerlich leer.
Man hatte uns furchtbar reingelegt.
Wer war dieser verdammte Zombie? Um nicht erkannt zu werden, trug er eine rote Kapuze. Ohne Grund streifte er sich so ein Ding nicht über. Also wollte er nicht, daß jemand eine Beschreibung von ihm lieferte. War es ein normales Kidnapping gewesen, das eigentlich mit der Übergabe des Lösegeldes hätte beendet sein müssen?
Ich konnte daran nicht, glauben. Nicht ohne Grund hatte man mich in den Fall hineingezogen. Da stimmte einiges nicht. Ich ging davon aus, daß der Fall erst an seinem Beginn stand. Beweise dafür hatte ich nicht, ich verließ mich nur auf mein Gefühl.
Hinter mir verschwand die Dunkelheit der Nacht! Scheinwerfer rissen

sie auf.
Sekunden später stoppte Hamiltons Wagen wippend neben mir.
Wie ein Blitz war der Captain aus seinem Wagen.
Auch ich stieg aus.
»Wo ist die Tote?«
»Am anderen Ende der Brücke.«
»Sollen wir fahren?«
»Nein, laß uns gehen!«
»Wie ist es denn passiert?« Cliff Hamilton blieb an meiner Seite, als er die Fragen stellte.
»Keine Ahnung. Ich habe nichts sehen können. Der Wagen war zu dunkel. Der Zombie hatte die Innenbeleuchtung abgeschaltet. Der hat genau gewußt, was er tun mußte. Ich sage dir, Cliff, diese Entführung war minutiös geplant.«
»Das stimmt.«
»Du hast es Brookman nicht gesagt?«
»Nein, ich wollte nicht, daß er sich noch stärker aufregt. Der Mann steht kurz vor dem Durchdrehen oder einem Infarkt. Wenn ich ihn mit der Wahrheit konfrontiere, möchte ich unbedingt, daß sich ein Arzt in der Nähe aufhält.«
»Ja, das wäre nicht schlecht.« Ich schüttelte den Kopf. »Weiß du Cliff, es ist nicht nur wegen der Toten, ich werde den Eindruck einfach nicht los, daß wir erst am Anfang stehen. Hinter der Entführung steckt mehr, viel mehr.«
»Er hat doch das Geld – oder?«
»Sicher.«
»Was sollte dann noch dahinterstecken?«
»Ich kann es dir beim besten Willen nicht sagen. Ich rechne eher mit einem magischen Motiv.«
»Nein, du…«
»Doch. Er hat sich nicht nur einfach als Zombie bezeichnet. Da steckt etwas dahinter.« Ich räusperte mir die Kehle frei. »Wir werden sehen, wie es weiterläuft.«
»Das meine ich auch.«
Es waren nur noch wenige Schritte bis zu dem Ort, wo die Tote lag. Ich wußte es ja und hatte nicht darauf geachtet, im Gegensatz zu Cliff Hamilton.
»Wo ist sie denn jetzt?«
»Da vorn.« Ich deutete auf die rechte Seite und auch gegen das Geländer.
»Tatsächlich?«
»Ja, Cliff, ich…« Erst jetzt kam mir seine Frage richtig zu Bewußtsein. Ich wurde aus meiner Gedankenwelt herausgerissen, blickte hin – und ging nicht mehr weiter.

Das konnte nicht stimmen, das durfte nicht wahr sein. Die tote Donna Brookman war verschwunden!

***

Regungslos stand ich auf der Stelle und starrte dorthin, wo Donna gelegen hatte.

Der Platz war leer!

Cliff Hamilton legte mir eine Hand auf die Schulter. »John, ich kenne dich lange genug. Jedem anderen hätte ich jetzt einige verdammt unangenehme Fragen gestellt…«

»Verdammt, Cliff!« knirschte ich. »Mir ist klar, was in deinem Schädel vorgeht, aber halte mich nicht für einen Phantasten. Ich habe Donna Brookman hier liegen sehen, daran gibt es nichts zu rütteln. Und sie war tot.«

»Aber jetzt ist sie nicht mehr da.«

»Das sehe ich selbst!«

»Wo kann sie sein? Hat sie jemand abgeholt?«

»Das hätte ich gesehen.«

»Dann ist sie von allein verschwunden. Sie ist aufgestanden und gegangen. So einfach ist das.«

»Mit der Wunde? Cliff, wenn du sie gesehen hättest und das Blut dazu…«

»So etwas kann man nachmachen. Ich habe allmählich das Gefühl, in einem miesen Film unfreiwillig mitzuspielen. Man hält uns hier zum Narren, John. Jemand hat ein Spiel in Gang gesetzt, das wir auf keinen Fall mehr durchschauen.«

»Allmählich geb ich dir recht. Dieser Zombie ist verflucht raffiniert und schlau.«

»Er kann sie also auch nicht weggeholt haben.«

»Nein, Cliff, das hätte ich alles gesehen.«

»Dann stehe ich vor einem Rätsel, falls sie wirklich tot ist. Ich tendiere dahin, daß man uns reingelegt hat. Vollgeschmiert mit künstlichem Blut und…«

»Cliff, ich weiß, wie jemand aussieht, der gestorben ist. Ich kenne mich mit Leichen aus, leider.«

Er stand vor mir und hob die Schultern. »Du siehst mich überfragt. Das ist wie ein Spuk. Nach normalen Regeln ist hier nicht gespielt worden, John. Das mußt du mir zugestehen.«

»Tue ich auch.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Meine Gedanken bewegen sich in eine andere Richtung. Der Kidnapper hat sich nicht grundlos als Zombie ausgegeben. Da steckt mehr dahinter.«

Hamilton nickte mir zu. »Ich kenne deinen Job, John, ich weiß,

womit du dich beschäftigst. Ich will dir auch nicht hineinreden. Kommt für dich, wenn wir die Möglichkeit einer Täuschung ausschließen, eine übersinnliche Alternative in Frage?«

»Ja.«

»Dann ist es endgültig dein Fall.«

Ich nickte und holte meine Bleistiftleuchte hervor, um die unmittelbare Umgebung nach Spuren abzusuchen. Verdammt noch mal, ich hatte das Blut auf der Kleidung gesehen! Vielleicht war es zur Seite gelaufen und hatte sich auf den Bohlen ausgebreitet, die leider zu feucht waren, denn ich würde Mühe haben, es zu entdecken.

Der Lichtstrahl beschrieb einen Kreis. Ich hatte mich gebückt. Hamilton stand neben mir, ohne eine Frage zu stellen. Er wußte, wonach ich suchte.

»Hast du etwas gefunden, John?«

»Ich glaube, hier ist etwas.«

Der Captain bückte sich.

Mit dem linken Zeigefinger deutete ich auf einen bestimmten Fleck auf den Bohlen. Der helle Lichtkreis ließ uns die farblichen Unterschiede erkennen.

Hamilton tunkte die Fingerspitze hinein und verrieb die Flüssigkeit mit dem Daumen. »Ja«, flüsterte er, »du hast recht, verdammt noch mal. Du hast tatsächlich recht. Das ist Blut! Wir werden es untersuchen und feststellen, ob es tatsächlich von Donna Brookman stammt.« Er ließ eine kleine Probe in einer Plastiktüte verschwinden, die er aus einer Tasche hervorgeholt hatte.

Ich war gebückt weitergegangen, da ich davon ausging, daß Donna Brookman, sollte sie tatsächlich verschwunden sein, auf ihrem weiteren Weg noch mehr Blut verloren hatte.

Einige Flecke fand ich noch, den letzten am Rand der Brücke, wo auch schon Gras wuchs, das die Spuren von Füßen zeigte. Es war an einigen Stellen heruntergetreten worden, und die Spuren führten zum Ufer hinunter. Der Untergrund war feucht geworden, als ich ihnen folgte.

Hamilton blieb auf der Brücke. Ich stand bereits am Wasser und schaute zu der dunstumwobenen Gestalt hoch.

»Hast du was gefunden, John?«

»Ja, das ich sicher. Sie muß hier gegangen sein.«

»Gegangen?«

»Natürlich.«

»Kann sie nicht getragen worden sein?«

»Dann hätte sie auch geholt werden müssen. Ich sage dir, Cliff, die ist zu Fuß unterwegs gewesen.«

»Dann war sie also nicht tot.«

»Höchstens untot!« sagte ich leise.

»Wie meinst du?«
»Schon gut.« Ich leuchtete mit der Lampe nach vorn, weil ich sehen wollte, wo sich eventuell noch Spuren abzeichneten. Die Umgebung des Flußufers war dicht bewachsen. Gras und Strauchwerk bildeten regelrechte Wände. Jenseits davon stieg das Gelände zu einem dunklen Waldstück an, das sich hervorragend als Versteck eignete.
»Komm wieder hoch, John. Wir lassen dann eine Fahndung anlaufen. Die Tote kann sich nicht so weit entfernt haben. Sie wird uns ins Netz laufen.«
Ich kam ihm entgegen. »Noch eine Frage, Cliff. Was hast du wegen des Kidnappers in die Wege geleitet?«
»Auch nach ihm läuft die Fahndung. Um London liegt ein Ring. Da kann er nicht durch.«
»Der schon«, sagte ich und umfaßte seine Hand, die er mir entgegenstreckte. »Danke, Cliff. So wie der Zombie uns reingelegt hat, traue ich ihm alles zu.«
»Gut, warte hier. Ich werde mich erkundigen, ob er uns ins Netz gegangen ist.«
Ich ließ Hamilton zu meinem Wagen zurücklaufen. Nein, der Meinung des Captains konnte ich mich nicht anschließen. Unser Einsatz würde ein Schlag ins Leere werden. Dazu war der Zombie einfach zu schlau. Und er hatte Zeit genug gehabt, seine Pläne genau auszutüfteln. Ich ging ebenfalls über die Brücke und dorthin, wo unsere beiden Fahrzeuge standen. Daneben blieb ich stehen.
Cliff Hamilton hatte im Wagen gesessen und stieg jetzt wieder aus. Sein Gesicht zeigte einen etwas enttäuschten Ausdruck. Er hob die Schultern. »Nichts«, sagte er, »gar nichts.«
»Das habe ich mir gedacht«, erklärte ich. »Dieser Zombie ist einfach zu schlau. Er hat alles vorher abgecheckt.«
»Verdammt noch mal, ich höre immer Zombie. Das sind Untote, die gehören in die Karibik oder wer weiß wohin. Ich kann mir nicht vorstellen, daß hier in London ein Zombie durch die Gegend geistern soll.«
»Das kann man auch schlecht nachvollziehen.«
»Was willst du tun, John? Ihn suchen?«
»Genau das hatte ich vor.«
»Wo denn?«
»Ich gehe davon aus, daß sich die Tote noch in der näheren Umgebung befindet. Wenn ich sie gefunden habe, kann sie mir möglicherweise den Weg zu diesem Zombie weisen.«
»Dann viel Spaß. Du wirst erkennen müssen, wie groß das Gelände ist. Da bist du als einzelner verloren.«
»Das kann sein.«
»Meine Leute kann ich dir nicht zur Seite stellen. Ich könnte den

Einsatz vor meinem Vorgesetzten nicht rechtfertigen.«
»Die Probleme kenne ich, Cliff. Weißt du was? Zieh deine Leute ab! Laß mich hier allein wirken.«
»Das ist doch…«
»Nein, es ist nicht schlecht. Wenn sich mein Verdacht bestätigt, kann der Fall in eine Richtung laufen, die eigentlich nur mich etwas angeht. Außerdem werde ich nicht allein sein. Ich hole mir Suko als Verstärkung.«
»Da kann ich nicht widersprechen; Ich werde trotzdem die stille Fahndung nicht abblasen und werde auch eine Stimmenanalyse anfertigen lassen. Die Gespräche des Zombies haben wir auf Band.«
»Das ist eine hervorragende Idee.«
»Okay, John, ich fahre dann wieder zu meinen Leuten zurück. Wir hören voneinander?«
»Bestimmt.«
Ich setzte mich in den Wagen und telefonierte mit Suko, der auf heißen Kohlen saß und auf meine Nachricht gewartet hatte.
»Endlich, John, das hat ja eine Ewigkeit gedauert. Hat alles geklappt?«
»Nein, du mußt kommen.«
»Was ist passiert?«
»Erkläre ich dir später.«
»Gut, und wo kann ich dich finden?«
»Ich habe dir das Haus der Brookmans beschrieben, bevor ich fuhr.«
»Nein, nur die Lage.«
»Sei nicht päpstlicher als der Papst. Ich werde bei Mr. Brookman auf dich warten.«
»Was versprichst du dir davon?«
Ich lächelte den Hörer an. »Möglicherweise alles, vielleicht aber auch gar nichts.«
»Das klingt ja hoffnungsvoll. Bis später.«
Ich schaute auf die Uhr. Die erste Morgenstunde war angebrochen. Meine Müdigkeit hatte sich verflüchtigt. Ich fühlte mich durch die vergangenen Ereignisse aufgeputscht. Immer mehr war ich davon überzeugt, erst am Beginn zu stehen.
Als ich in Richtung Brookmans Haus fuhr, kamen mir die Einsatzwagen mit den dazugehörigen Mannschaften entgegen. Vom Fahrzeug her winkte mir Hamilton noch einmal zu.
Ich grüßte zurück und rollte in die Nacht hinein. Möglicherweise gelang es mir, bei David Brookman den Faden des Knäuels wieder aufzunehmen…

***

Er hatte sich umgezogen und gekämmt. Die Haare lagen wie dünne

Fäden auf seinem Kopf und waren hinten relativ lang.
»Ach, Sie sind es.«
»Ja – darf ich eintreten?«
»Bitte. Der Captain hat mir bereits erzählt, daß die Geiseln nicht freigelassen worden sind.«
»Das stimmt auch.«
»Aber er hat das Geld.«
Ich nickte. »Es ließ sich leider nicht vermeiden, Mr. Brookman. Ich mußte Rücksicht auf Ihre Töchter nehmen.«
»Ja, ja.« Er deutete auf eine offene Tür. »Kommen Sie in den Wohnraum, bitte.«
Ich folgte durch die mit dunklen Möbeln und Stoffen eingerichtete Halle der gebeugt gehenden Gestalt. Der Wohnraum war groß. Er lag nach hinten raus. Man schaute in einen großen Garten, in dem nur eine Lampe brannte. Sie wirkte auf mich wie ein blasses Totenlicht. Auch im Wohnraum standen dunkle Möbel. Dazwischen sah ich wertvolle Antiquitäten. Kostbare Figuren, wovon einige auf Sockeln standen und andere wiederum an den Wänden hingen.
Zwei Uhren tickten. Auf einem runden Barocktisch stand eine Flasche Kognak, daneben ein Glas. Brookman nahm die Hand aus der Hausjacke und deutete auf die Flasche. »Möchten Sie auch einen Schluck, Mr. Sinclair?«
»Ja, den könnte ich jetzt brauchen.«
Ich bekam von dem edlem Getränk. Wir prosteten uns zu. Brookman stierte ins Leere. »Ich weiß nicht, ob ich hoffen oder verzweifeln soll. Ich wanke zwischen beiden Zuständen.«
»Das kann ich Ihnen nachfühlen.«
Er nickte dem Telefon entgegen. »Ich warte auf den Anruf, daß der Hundesohn meine Töchter freiläßt, aber…« Er hob die Schultern.
»Es kommt einfach nichts. Es kommt nichts.« Er sprach mit schluchzender Stimme. »Dieser Hundesohn hält einen alten Mann zum Narren.«
»Er hat sich als Zombie ausgegeben, Mr. Brookman.«
»So ein Unsinn.«
»Wieso?«
»Das ist ein Trick gewesen, um mich in Angst und Schrecken zu versetzen. Nein, dem kann ich nicht glauben.«
»Weshalb gerade Sie, Mr. Brookman?«
»Das kann mit meinem Geschäft zusammenhängen. Wie Sie sicherlich wissen, verleihe ich Geld.«
»Wahrscheinlich zu hohen Zinsen.«
»Ja und nein. Kein Wunder. Sie sind natürlich höher als normal. Ich muß mir das Geld ja auch besorgen…«
»Was tun Sie, wenn jemand nicht zahlen kann.«

Plötzlich wurde er blaß, hob den Kopf und starrte mich hart an.
»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, aber das läuft nicht, Mr. Sinclair.«
»Was soll nicht laufen?«
»Ich schicke keine Schläger zu säumigen Zahlern.«
»Was denn?«
»Ich schöpfe allein die rechtlichen Mittel aus. Das steht jedem Bürger dieses Staates zu.«
»Da haben Sie recht.«
»Wieso fragen Sie überhaupt danach?«
»Ich suche nach einem Motiv für die Tat. Man könnte möglicherweise davon ausgehen, daß einer Ihrer ehemaligen Schuldner sich Ihre beiden Töchter geholt hat.«
»Die haben nicht das Format.«
»Kennen Sie die Leute so gut?«
»Nein, das nicht. Wer sich allerdings bei mir Geld leiht, der ist in Panik und kommt kaum auf den Gedanken, derartige Pläne zu schmieden.«
»Das kann ich nur unterstreichen. Demnach müssen wir in einer anderen Richtung nachforschen.«
»Holen Sie lieber meine Töchter zurück!«
»Gern, aber der Kidnapper ließ mir bisher keine Chance. Selbst die Scharfschützen hatten keine Möglichkeit.«
»Ich mache mir jetzt noch Vorwürfe, daß ich die Polizei überhaupt eingeschaltet habe. Wahrscheinlich wäre es ohne sie besser gewesen.«
»Glauben Sie denn, Sie hätten Ihre Töchter zurückbekommen?«
»Das kann ich nicht sagen. Viel anders wäre es doch nicht geworden – oder?«
Ich trank einen Schluck. »Damit bin ich nun überfragt.«
Brookman lehnte sich zurück. Er schlug die Beine übereinander.
»Sagen Sie mal, Sinclair, weshalb sind Sie zu mir gekommen? Bestimmt nicht nur aus Langeweile. Ich kann mir vorstellen, daß Sie jetzt auch lieber im Bett liegen würden…«
»Da haben Sie allerdings recht.«
»Weshalb sitzen Sie hier?«
»Weil ich einfach das Gefühl habe, daß der Fall noch nicht beendet ist und hier bei Ihnen seinen Weg weitergehen wird.«
»Gefühl?« Sein Kopf ruckte vor. »Das können Sie mir nicht erzählen. So etwas gibt es nicht.«
»Doch.«
»Aber nicht bei Polizisten.«
»Hören Sie, Mr. Brookman. Dieser Kidnapper hat ausdrücklich nach mir verlangt. Er hat sich als Zombie ausgegeben und verlangte nach mir. Das muß einen Grund gehabt haben.«

»Über den ich Ihnen nichts sagen kann.«
»Fast glaube ich Ihnen sogar, Mr. Brookman. Sie und Ihre beiden Töchter können Mittel zum Zweck gewesen sein. Tatsächlich aber wollte der Unbekannte mich treffen.«
Brookman kratzte sich mit seinen weißen Geierfingern am Hals.
»Und deshalb hat er sich als Zombie ausgegeben? Das begreife ich nicht. Sorry, das ist zu hoch für mich.«
»Sie sind nicht eingeweiht. Meine Beziehungen zu Zombies und ähnlichen Geschöpfen der Schwarzen Magie sind eben besonders. Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich Ihnen sage, daß ich diese Wesen jage. Es ist mein Job, mich um sie zu kümmern.«
Da er keine Antwort wußte, leerte er zunächst einmal sein Glas.
»So, Sie jagen also Zombies und ähnliche Kreaturen. Dann müßten Sie daran auch glauben.«
»So ist es.«
»Das kann ich nicht bestätigen.«
»Daraus mache ich Ihnen keinen Vorwurf.«
Brookman dachte weiter. »Sie gehen davon aus, daß eines dieser Wesen meine Töchter entführt hat.«
»Ich vermute es.«
»Und weshalb?« Er rieb Daumen und Zeigefinger gegeneinander.
»Verdammt, hier geht es um Geld, Mr. Sinclair. Was wollen Ihre Wesen denn mit fünfhunderttausend Pfund?«
»Das werde ich noch herausfinden.«
»Tut mir leid, wenn ich Ihnen das sagen muß. In meinen Augen sind Sie ein Phantast.«
»Wenn Sie so denken, kann ich Ihnen das nicht verübeln, Mr. Brookman.«
»Gut, kommen wir zur Sache. Wie lange wollen Sie sich noch in meinem Haus aufhalten?«
»Ich möchte gern, daß sich der Entführer meldet.«
Brookman lachte mich kratzig an. »Ich habe den Bullen untersagt, mein Telefon anzuzapfen. Ich kenne deren Tricks. Und ich werde einen Teufel tun und Ihnen mitteilen, wo sich meine Töchter befinden, sollte der Kidnapper tatsächlich anrufen. Nein. Sinclair, das können Sie sich abschminken. Ich will Sie nicht aus meinem Haus werfen, aber es wäre das beste, wenn Sie von allein gehen würden.«
»Fühlen Sie sich dann sicherer?«
Er nickte heftig. »Zumindest, wenn es darum geht, mit dem Entführer zu verhandeln. Das sind doch Typen, die riechen Polizisten drei Meilen gegen den Wind.«
Ich konnte nicht bleiben, wenn David Brookman es nicht haben wollte. Mein Blick glitt durch die Scheibe in den Garten. Noch immer brannte dort nur ein Licht.

»Haben Sie was entdeckt, Sinclair?«
»Nein.«
»Es sah so aus.«
»Was liegt hinter dem Garten?«
»Freies Gelände.«
»Kein Wald?«
»Der kommt erst später.«
»Und auch keinen Weg oder keine Straße?«
Brookman ballte die Hände. »Sagen Sie mal, was soll diese ganze Fragerei? Was bezwecken Sie damit?«
»Ich möchte mich nur über die Beschaffenheit des Geländes informieren.«
»Und wozu soll das gut sein?«
Ich drehte mich im Sessel etwas nach links und deutete auf die Scheibe. »Weil ich vorhin zwei Lichter gesehen habe. Sie erinnerten mich an Autoscheinwerfer, denn sie bewegten sich synchron ziemlich ungewöhnlich auf und nieder. Der Verdacht lag nahe, daß irgendwo hinter dem Haus ein Wagen herfährt.«
»Dann müßte er sich im Gelände bewegen.«
»Genau das dachte ich auch.«
»Unsinn…« Brookman wollte abwinken, überlegte es sich dann, schielte mir noch einmal ins Gesicht, bevor er sich erhob und mit schleppenden Schritten zum Fenster ging, wo sich auch ein Schalter befand, den er umlegte.
Zugleich flammten mehrere Scheinwerfer und Lampen auf. Der Garten lag im taghellen Licht.
Sträucher, Bäume, Beete – das alles breitete sich vor unseren Augen aus. Besonders gepflegt war das Grundstück an der hinteren Seite nicht. Auf einer Terrasse standen helle Gartenmöbel. Sie lag im Schatten zweier mächtiger Buchen.
»Zufrieden?« fragte Brookman.
»Ja.«
Er schaltete das Licht wieder aus.
»Warum lassen Sie es nicht an?«
»Weil ich nicht gern auf dem Präsentierteller hocke. Ich werde auch gleich die Rollos herunterlassen.« Er hob die Schultern. »Wie gesagt, Mr. Sinclair, ich wüßte beim besten Willen nicht, womit ich Ihnen noch helfen kann. Ich warte nur noch darauf, daß dieser Zombie meine beiden Töchter freiläßt. Dann ist der Fall für mich erledigt. Um die Ergreifung des Täters müssen Sie sich kümmern.«
Es war ein glatter Rausschmiß, auch wenn er ihn durch die Blume formuliert hatte.
Ich erhob mich aus meinem Sessel. Der Garten lag wieder in der Dunkelheit.

Aber da waren die Lichter!

Zwei eingeschaltete Scheinwerfer. Diesmal viel näher als bei meiner ersten Entdeckung. Als ich davon sprechen wollte, verlöschten sie. Brookman allerdings wunderte sich darüber, daß ich nicht zur Tür ging, dafür den Weg zum breiten Fenster einschlug.

»Was wollen Sie denn da, verdammt…?«

Ich gab ihm keine Antwort, starrte in den finsteren Garten, aus dessen Schwärze sich etwas hervorschälte, Gestalt annahm und blitzschnell größer wurde.

Es war ein Fahrzeug, das direkt auf die breite Scheibe an der Rückseite zuraste.

»Mensch, Sinclair!« rief Brookman. »Was haben Sie denn…?«

»Bleiben Sie zurück!« brüllte ich. »Verschwinden Sie – laufen Sie weg, verdammt!«

Noch in der gleichen Sekunde erschien der Wagen zum Greifen nahe vor der Scheibe.

Der Fahrer traf keinerlei Anstalten zu stoppen. Im Gegenteil, er gab noch Gas, und sein Fahrzeug sprang förmlich auf das breite Fenster zu – und hindurch…

***

Es war der Moment der Panik, des Chaos und des Schreckens. Alles Furchtbare kam zusammen. Ich erkannte nicht einmal, wer den Wagen fuhr, ich sah nur, daß es ein flacher Sportflitzer war, höchstwahrscheinlich ein Jaguar.

Seine lange Schnauze zertrümmerte die Scheibe. Der Knall glich einer Explosion.

Gewaltige Scherbenstücke wirbelten in das Zimmer, gläserne Killer, die mit ihren scharfen Rändern einem Menschen tiefe Wunden beibringen konnten.

Ich flog zurück. Aus dem Stand hatte ich mich nach hinten geworfen. Wo ich landete, konnte ich nicht sehen. Mit dem Rücken krachte ich gegen ein hartes Hindernis. Ich spürte den Schmerz im Kopf, der sich explosionsartig ausweitete, und sah einen Schatten dicht über meinem Gesicht. Etwas fiel auf mich nieder. Zwar brachte ich meinen Kopf mit einem Reflex zur Seite, trotzdem erwischte mich der Gegenstand an der Stirn und löschte erst einmal einige Lichter.

Das Krachen verschwand. Es löste sich regelrecht auf, als würde es als Echo hineingetragen in eine Leere, die auch mich geschluckt hatte. Mein Zustand schwebte zwischen Wachsein und Bewußtlosigkeit, und dieser Taumel wollte mich einfach nicht loslassen.

Daß der Jaguar durch das Zimmer raste und erst von der gegenüberliegenden Wand gebremst wurde, bekam ich nicht mit. Der Fahrer hatte, als die Kühlerschnauze die Scheibe zerstörte, voll auf die

Bremse getreten. Die Katastrophe war jedoch nicht mehr zu vermeiden.

Er räumte die schweren Sessel um, nahm einen Tisch mit, zwei Lampen gingen zu Bruch, und er fegte auch als stählernes Ungetüm auf David Brookman zu, der die Warnung zwar gehört, sie aber nicht mehr hatte in die Tat umsetzen können.

Der grüne Jaguar wurde ihm zum Schicksal. Seine flache Schnauze zum Killer.

Brookman brüllte schrecklich auf, als ihn der rechte Kotflügel noch erfaßte.

Von der Wucht des Stoßes flog er in die Höhe. Aus seinem Körper schien die Kraft und die Bewegung herausgerissen worden zu sein.

Er klatschte zu Boden, ein Stuhl fiel über ihn, der Rücken bestand nur mehr aus Schmerzen, denn seine alten Knochen hielten einen derartigen Aufprall nicht mehr aus.

Dann stand der Jaguar.

Nicht einmal einen Schritt von Brookman entfernt, der auf dem Rücken lag und wimmerte. Er konnte nicht mehr aufstehen, die Schmerzen waren einfach zu schlimm. Wenn er nach Atem rang, kam es ihm vor, als würden von allen Seiten Knochensplitter in seine Rippen dringen und auch die Lunge nicht verschonen.

Er atmete nur flach, doch heftig und keuchend. David Brookman lag so, daß er an der rechten Wagenseite vorbeischauen konnte und auch mitbekam, wie die Tür aufschwang. Wenn er den Kopf etwas drehte, konnte er noch Sinclair erkennen, den es ebenfalls böse erwischt haben mußte, weil er auch regungslos auf dem Boden lag.

Der Wagen war Brookman bekannt. Zwar fuhren in London nicht wenige Jaguare herum, doch nicht zwei mit dem gleichen Nummernschild. Und diese Zahlenkombination gehörte zur Autonummer seiner Tochter Donna.

War sie es?

Er schaute nicht nur gegen die offenstehende Tür, darunter sah er ein Stück Bein und den hellen Saum eines Mantels.

Donna hatte einen Mantel getragen…

War sie es?

Hoffnung keimte in ihm hoch. Sein Zustand war ihm eigentlich egal, ihn interessierte jetzt nur seine Tochter. Er hing an beiden, besonders an Donna. Irgendwo hatte auch ein knallharter Geldverleiher wie Brookman ein weiches Herz.

Ja, es war Donna!

Die Fahrerin drückte sich in die Höhe. Sie schaute über die Tür hinweg. Die langen blonden Haare, das Gesicht, auch wenn es schmutzig war und verklebt.

Seine Donna kam…

Er flüsterte ihren Namen, obwohl ihn die Schmerzen peinigten. Sie war gekommen, sie war da, und sie knallte den Wagenschlag wieder zu. Dann drehte sie sich zu ihrem Vater um.

Brookman sah sie jetzt von vorn. Der Mantel war nicht geschlossen. Er konnte auch den feuchten, dunklen Fleck in Höhe des Herzens erkennen. Er fand sich auch auf ihrem Pullover wieder.

Bleich war sie, unnatürlich blaß. Blut an ihrer Kleidung. Das ließ auf eine Verletzung schließen.

Trotzdem konnte sie noch gehen! Was war nur mit ihr geschehen?

Brookman begriff die Welt nicht mehr. Donna war seine Tochter, nur kam sie ihm vor wie eine Fremde.

»He«, sagte er krächzend.

Sie gab keine Antwort. Auf der Stelle drehte sich die junge Frau um und senkte ihren Kopf.

Brookman schaute direkt in ihr Gesicht.

Es war bleich, es war anders. Auf der bleichen Haut fielen die Schmutzstellen besonders auf. Es gab auch Flecken, die aussahen, als würde Blut unter den Augen kleben.

Blut, die Wunde – und Donna lebte trotzdem.

Brookman bekam plötzlich Angst. Es war die Furcht vor dem Unbegreiflichen. Trotz der Schmerzen arbeitete sein Gehirn normal, und er mußte daran denken, was ihm dieser Sinclair gesagt hatte.

Von irgendwelchen Zombies hatte er gesprochen. Von schwarzmagischen Wesen, und Donna wirkte so, als würde sie dazuzählen.

Das… das konnte nicht stimmen.

Sie ging den ersten Schritt, den zweiten und behielt die Richtung bei. Es war klar, daß sie zu ihrem Vater wollte, der fassungslos auf dem Rücken lag.

»Donna…«, hauchte er. »Was … was ist mit dir los, Kind? Du … du bist so anders, so fremd, unheimlich…«

Sie gab keine Antwort, schaufelte nur mit beiden Händen an verschiedenen Seiten ihre Haarflut zurück, öffnete leicht den Mund und gab ein Geräusch von sich, das an Knurren eines Hundes erinnerte.

Als hätte sie sich von einem Menschen in ein Tier verwandelt. So kam es dem Geldverleiher vor.

In ihrem Weg lag eine Vase. Der Teppich hatte den Aufprall gedämpft. Als Donna sie zur Seite trat, zerbrach sie. Mit der linken Hand fuhr sie über den Kotflügel des Jaguars hinweg. Es sah aus, als wollte sie das Blech zärtlich streicheln.

Dann hob sie den Arm, ballte die Hand zur Faust und beugte sich tiefer.

Sehr bedächtig öffnete sie den Mund. David Brookman konnte gegen

die Zähne seiner Tochter schauen.
Innerhalb des Oberkiefers hatte sich etwas verändert. Zwei Zähne waren gewachsen und vorn spitz zugelaufen.
Brookman wußte Bescheid.
Seine Tochter Donna war zu einem Vampir geworden…

***

Konnte sie noch schreien?
Nein, sie besaß keine Stimme mehr. Sie konnte auch nicht mehr weinen, es war alles vorbei. Sämtliche Gefühle in ihr waren verloschen wie Kerzenflammen im Wind. Marion Brookman erlebte die Minuten wie einen einzigen fürchterlichen Alptraum.
Der Unheimliche besaß das Geld. Er hockte, neben ihr und lenkte den Mercedes. Auch jetzt hatte er seine dunkelrote Kapuze nicht abgenommen. Darin wirkte er mittelalterlich, denn er trug zudem eine helle Kutte, die nichts von seinem Oberkörper freiließ. Marion hatte bisher nur seine Augen und die Hände gesehen. Beides war normal gewesen.
Sie dachte auch an ihre Schwester. Was mit Donna geschehen war, hatte sie kaum mitbekommen. Die junge Frau war aus dem Wagen gestoßen worden. Sie hatte noch ihren Schrei gehört und danach ungewöhnliche, schmatzende Laute.
Der Maskierte war allein in den Mercedes zurückgekommen. Marion hatte zudem nicht gewagt, nach Donna zu schauen. Irgendwo aber sagte ihr Verstand, daß Donna nicht mehr lebte. Mit dem Tod der beiden Frauen hatte der Maskierte schon öfter gedroht.
Nun rasten sie in die Nacht hinein!
Sie stießen der Finsternis entgegen. Voraus floß der bleiche Lichtteppich aus Scheinwerfern, der als blasses Bild die Fahrbahn beleuchtete. Marion Brookman wußte nicht, wohin sie fuhren, sie traute sich auch nicht, danach zu fragen. Völlig verkrampft hockte sie auf dem Beifahrersitz, die Hände zusammengepreßt, manchmal mit den Zähnen vor Furcht und Kälte klappernd.
Sie hatte keine Ahnung, wie lange dieses Leiden noch dauern sollte. Der Kerl hatte sein Geld, doch er traf keinerlei Anstalten, sie auf freien Fuß zu setzen.
Wenn sie so weiterfuhren, würden sie bald die Hauptstraße erreichen, und Marion konnte sich vorstellen, daß die Polizei dort Sperren aufgebaut hatte.
»Hast du Angst?« Der Maskierte stellte die erste Frage nach dem Start.
Sie nickte.
Unter der Kapuze klang das Lachen dumpf. »Das hätte ich auch. Ja, ich hätte auch Angst.«

»Was… was wollen Sie denn? Sie haben doch das Geld! Bitte, lassen Sie mich frei!«

»Ich will zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen.«

»Das verstehe ich nicht…«

»Keine Sorge, du wirst es noch begreifen, glaub mir.« Er lachte wieder und drückte noch mehr auf das Tempo. Manchmal war die Fahrbahn zu schmal für den rasenden Wagen. Dann kratzten Zweige des Gestrüpps wie spitze Fingernägel über den Lack.

»Und wer sind Sie wirklich?« hauchte Marion.

»Das habe ich dir gesagt – ein Zombie!«

»Nein, Sie können kein Zombie sein. Zombies sind anders«, erwiderte Marion mit zitternder Stimme.

»Du denkst an die Filme?«

»Ja.«

»Da irrst du dich. Es gibt auch andere Zombies. Sie brauchen nicht nur als tumbe Gestalten umherzuirren. Ich kann dich bald vom Gegenteil überzeugen.«

»Und wo bringen Sie mich hin? Auf die Straße, dann hinein nach London oder…«

»Wo die Bullen stehen, nicht?«

»Das bestimmt. Wir haben keine Chance.«

»Normalerweise nicht, meine Liebe. Aber ich habe vorgesorgt, darauf kannst du dich verlassen. Ich habe alles in die Wege geleitet. Niemand wird uns finden.«

»Aber die Straße…«

»Vergiß sie!«

Wieder riß er den Mercedes in eine Kurve. Das Heck schlenkerte etwas, brach aber nicht aus. Ein Schild erschien. Auf hellem Grund schimmerte ein bleicher Totenschädel. Hinter dem Schild begann das unübersichtliche Gelände.

»Das ist doch ein Schießplatz!« rief Marion.

»Ich weiß.«

»Man darf ihn nicht betreten.«

»Ich schon. Oder wir.«

»Nein, sie werden uns…«

»Sie werden gar nichts.« Wieder riß der Maskierte das Lenkrad hart herum. Der Mercedes schwang in eine Rechtskurve hinein. Die Reifen wühlten sich durch die weiche Masse eines von zahlreichen Spuren gezeichneten Wegs, der in das militärische Gelände führte und vor einem hohen Maschendrahtzaun endete.

Ein breites Tor stand offen. Dafür mußte der Unbekannte schon vorher gesorgt haben.

Sie rasten über die Schwelle.

Künstliche Hügel, als Deckungen vorgesehen, erschienen wie Buckel

im Licht der Scheinwerfer. Durch dieses Wechselspiel schienen sie selbst zu leben.

Auf einer Asphaltstraße bremste der Maskierte ab und fuhr nach rechts, wo es zu den langen Schießbahnen ging. Sie lagen rechts der Fahrbahn, abgetrennt durch eine hohe Mauer aus Beton.

Im Hintergrund zeichneten sich die Umrisse einiger Gebäude ab.

Kasernenhafte Baracken, in denen sich niemand aufhielt. Überhaupt befand sich keine Wache auf dem Gelände.

Darauf sprach Marion ihren Entführer an. »Man wird uns entdecken«, flüsterte sie. »Hier sind bestimmt Wachen aufgestellt worden.«

»Ach ja?«

»Das glaube ich.«

»Ich aber nicht. Keine Sorge, ich habe mich zuvor genau erkundigt. Wir sind unter uns.«

Auch weiterhin fuhren sie auf die flachen Baracken zu. Das Scheinwerferlicht erreichte die Bauten zuerst. Es malte blasse Kreise gegen die hellen Wände. Als sie näher heranführen und sich die Kreise verkleinerten, stoppte der Maskierte.

»Und hier sollen wir bleiben?« fragte Marion.

»Nicht ganz. Steig aus!«

Wieder überkam Marion das Zittern, als sie den Wagen verließ. Sie spürte die Schwäche in den Knien und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Vor ihren Augen drehte sich alles. Auch die Kronen der Bäume, die hinter den Baracken aufragten.

Der Maskierte war um den Wagen herumgegangen. Roh packte er das Mädchen an der rechten Schulter und schob es vor. »Geh schon!« keuchte er. »Geh schon schneller.«

»Wohin?«

Sie bekam keine Antwort, nur einen noch härteren Stoß in den Rücken, der sie taumeln ließ. An den dunklen Baracken gingen sie entlang bis zu einem Platz, wo ein Wagen stand. Es war ein kleines, dunkles Fahrzeug, das Fabrikat konnte sie nicht erkennen. Marion mußte einsteigen, der Maskierte schloß die Türen und öffnete die hintere Haube. Es war mehr eine Klappe. Unter einer Decke holte er Handschellen hervor, die untereinander mit einer ziemlich langen Kette verbunden waren.

Als Marion das sah, öffnete sie die Tür. Die Kette, die zudem leise klirrte, bereitete ihr eine fürchterliche Angst. Sie handelte nicht nach logischen Gesichtspunkten, sondern aus einem Reflex hervor. So schnell es ihre Kräfte erlaubten, floh sie aus dem rollenden Gefängnis.

Hinter ihr fluchte der Maskierte. Sie wußte, daß sie schnell sein mußte, um dem Kerl zu entkommen. Als Ort hatte sie sich die Dunkelheit unter den Bäumen ausgesucht. Dort wollte sie sich verstecken oder einfach weiter hinein in einen Wald laufen.

An der letzten Baracke huschte sie vorbei. Ihre nur mit dünnen Schuhen bedeckten Füße wirbelten feuchtes Laub auf. Sie sah die tiefen Zweige der Bäume und hörte hinter sich das dumpfe Stampfen der Verfolgerschuhe auf dem weichen Boden.

Marion duckte sich unter den Zweigen hinweg. Sehr oft wurde sie gestreift. Sie hatte das Gefühl, von Peitschenschlägen erwischt zu werden, riß sich irgendwo einen Fetzen Stoff ab und hetzte weiter.

Wohin sie lief, sah sie nicht, obwohl sie die Augen so weit wie möglich geöffnet hatte.

Nur weg…

Irgendein Instinkt sagte ihr, die Beine so hoch wie möglich beim Laufen zu nehmen. Die Gefahr eines Stolperns war damit geringer geworden. Sie zog den Kopf ein, hatte die Hände hochgenommen – und konnte einen Schrei nicht mehr unterdrücken.

Ohne abgestoppt zu haben, war sie gegen ein Hindernis gelaufen.

Es war hart und trotzdem weich, denn es schleuderte sie federnd wieder zurück, so daß sie auf den Rücken fiel.

Sofort kam sie wieder hoch.

Plötzlich strahlte Licht auf. Ein langer, heller Arm fuhr an ihr vorbei und erwischte das vor ihr wachsende Hindernis.

Es war der Zaun aus Maschendraht, gegen den sie gelaufen war.

Sekunden später erst spürte sie die Schmerzen im Gesicht. Jedes Stück Draht schien sie höhnisch anzulächeln.

Hinter sich hörte sie das Klirren der Kette.

Dieses verdammte, verfluchte Geräusch, das einen Menschen wie sie in den Wahnsinn treiben konnte.

»Dreh dich um!«

Die Stimme des Maskierten klang wie ein böses Zischen. Über Marions Gesicht rann ein kalter Schauer. Sie wußte, daß es keinen Sinn mehr hatte, die anderen Trümpfe besaß der Mann mit der roten Kapuze.

Auf der Stelle drehte sich Marion Brookman. Sie schloß die Augen, weil der Lampenstrahl blendend ihr Gesicht traf.

Er wanderte nach unten. Das dumpfe Geräusch der näherkommenden Tritte übertönte selbst ihr heftiges, keuchendes Atmen.

Wieder bewegte sich die Lampe. Der Kegel erfaßte jetzt einige Glieder der blanken Stahlkette.

»Komm her!« drang die Stimme flüsternd durch den dünnen Mundschlitz der Kapuze. »Komm nur her…«

Marion ging nicht, sie brach auf der Stelle zusammen…

***

Es hatte Suko überhaupt nicht gepaßt, in der Wohnung bleiben zu müssen und auf seinen Freund und Kollegen zu warten. Andererseits

sah er ein, daß John sich nicht über die Anordnungen einfach hinwegsetzen konnte, um vielleicht noch ein Menschenleben in Gefahr zu bringen.

Suko war zurückgeblieben, hatte wie auf heißen Kohlen gesessen, bis der ersehnte Anruf erfolgt war. Von diesem Augenblick an hatte es für ihn kein Halten mehr gegeben.

Über eines allerdings ärgerte er sich. Daß dieses Ziel so weit von Soho aus entfernt lag. Suko mußte in die südwestlichen Außenbezirke fahren und hatte sich tatsächlich den Weg vorher noch auf der Karte anstreichen müssen.

Er saß in seinem BMW. In dieser Nacht hatte er Glück. Er kam eigentlich verhältnismäßig gut durch die City, auch über die Themse hinweg, die als dunkler Strom die Stadt teilte. Wenig später bewegte er sich durch ein waldreiches Gebiet, in dem nur wenige Fahrzeuge noch unterwegs waren.

Dafür umgab ihn mehr Landschaft. Dichte Waldstücke, mal Wiesen, manchmal eingezäunt, kleine, geballt wirkende, dunkle Orte mußte er ebenfalls durchfahren.

Suko war froh, als er den River Crane erreichte. Dicht vor seiner Mündung in die Themse fuhr er ihn entlang. In der Nähe des kleinen Flusses lag auch sein Ziel.

Brookman wohnte in einem abseits stehenden Haus mitten in der Einsamkeit. Suko hatte vor Beginn der Fahrt von den Kollegen der Fahndung Erkundigungen über Brookman eingezogen. Er wußte jetzt, womit dieser Mensch sein Geld verdiente.

Geldverleiher mußte es geben. Aber bitte sehr, keine privaten, die Wucherzinsen nahmen.

Zu dieser Sorte Mensch schien Brookman zu gehören. Er war jemand, der Wucherzinsen verlangte und war deshalb schon zweimal mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Für ihn war die Strafe nicht hoch gewesen, aber Suko wußte, mit wem er es zu tun hatte.

Daß er bei vielen Feinden, die Brookman sicherlich besaß, derart einsam lebte, wunderte den Inspektor. Er persönlich hätte dies nicht gewagt.

Später mußte er noch von der normalen Straße ab und durch eine einsame Waldgegend fahren.

Hin und wieder erschien der Fluß an einer der beiden Seiten. John hatte auch von einer Brücke gesprochen. Ihr halbrundes Gerüst erschien im bleichbläulichen Licht der beiden Scheinwerferlanzen, durch die auch dünne Nebelschleier wölkten, die von der Oberfläche des Flusses in die Höhe quollen.

Die Brücke bestand aus Bohlen, und der diamantschwarze BMW schwang darüber hinweg.

Danach konnte Suko wieder etwas mehr Gas geben. Bis zum Ziel waren es nur mehr ein paar Minuten. Einige Kurven nahm der Wagen sicher, als würde er auf Schienen fahren, dann schwenkte das Licht der beiden hellen Lanzen, glitt über einen freien Platz hinweg und berührte einen weißen Zaun sowie die hellen Bohlen einer Veranda.

Fenster, eine Haustür, alles hell angestrichen und trotzdem wuchtig wirkend. Dieses Haus war nicht gerade billig gewesen. Suko rollte über einen schmalen Weg auf das Gebäude zu.

Er sah John Sinclairs Rover der vor dem Bau stand. Hinter den Fenstern neben der Haustür schimmerte ein schwacher Lichtschein.

Alles lag in tiefer Ruhe: Es blieb auch so, als Suko den Wagenschlag aufstieß und das Fahrzeug verließ.

Er drückte die Tür vorsichtig zu, wollte auf die Haustür zugehen, als ihn etwas störte.

Es war ein Geräusch, das einfach nicht in die nächtliche Stille hineinpaßte. Zunächst wußte er nicht, um was es sich dabei handelte, bis er herausfand, daß es sich um das Geräusch eines Automotors handelte.

Der Wagen fuhr nicht in seiner Nähe, sondern mußte sich an der Rückseite des Hauses befinden.

Kein Grund, um aufgeregt zu sein. Das allerdings änderte sich wenige Sekunden später.

Plötzlich hörte Suko das Klirren einer Fensterscheibe. Dazwischen explosionsartige Geräusche, begleitet von peitschenden Klängen und einem nochmaligen Aufheulen des Automotors.

Selbst Suko, der einiges gewohnt war, rührte sich nicht von der Stelle und schüttelte den Kopf.

Bis er plötzlich in Bewegung geriet. Er wollte nicht von vorn durch die Tür in das Haus hinein, den Eingang hätte er erst aufbrechen müssen. Für ihn war ein anderer Weg wichtig.

Seitlich lief er an dem Bau vorbei, um an die Rückseite zu gelangen…

***

David Brookman lag auf dem Rücken und starrte gegen das Gesicht seiner Tochter. Donna hatte den Mund zur Seite gezogen, er war zu einem Maul geworden und hatte ihrem Gesicht etwas völlig Fremdes und Grimassenhaftes gegeben.

Eine schlimme, schreckliche Fratze, ein widerliches Zerrbild, aus dem die beiden Vampirzähne besonders deutlich hervorstachen. Die Augen waren weit geöffnet. Sie wirkten jetzt wie Fremdkörper, die jemand in die Höhlen gedrückt hatte.

»Donna…«

Mehr brachte er nicht hervor, konnte er nicht mehr sagen, denn die

Kralle schoß vor und legte sich um seinen Hals.

Er hatte gesehen, daß es die gespreizten fünf Finger waren, doch sie fühlten sich so kalt und starr an wie eine Hühnerklaue, als sie die Kehle umklammerten.

Sie drückten zu!

Es war ein grauenhaftes Gefühl für den Mann, plötzlich keine Luft mehr zu bekommen. Seine eigene Tochter wirkte auf ihn wie ein Monstrum, das nur seinen Tod wollte.

Urplötzlich ließ sie ihn los, aber nur, um die Haltung zu verändern und sich das Opfer richtig hinzulegen.

Mit der linken Hand wühlte er sich in die Haare hinein und drehte den Kopf zur Seite.

Jetzt lag der Hals frei…

Zum Biß…

Sie war ein Vampir, sie brauchte nicht zu atmen. Das Geräusch, das aus ihrem Mund drang, war mehr ein Fauchen und erinnerte an das eines Tieres.

David Brookman hatte seine Schmerzen vergessen. Er konnte nur noch zittern. Den Mund hielt er weit offen, nur drang kein Laut daraus hervor. Jeder Schrei erstarb im Ansatz.

»Dein Blut!« röhrte sie, »dein Blut will ich haben. Nur dein Blut, verstehst du…?«

»Nein, du Bestie!«

Ein Satz – ein Schrei.

Dann der Tritt. Ungemein hart, sehr gut gezielt, schleuderte er die weibliche Vampir-Bestie so stark herum, daß sie mit der Schulter gegen den Kotflügel des Wagens krachte.

Es dröhnte wie bei einem Hammerschlag. Mit dem Hinterkopf war der Blutsauger noch gegen einen Scheinwerfer geprallt, nur Schmerzen verspürte die Bestie nicht.

Sie wollte Blut.

Wütend kreischte sie auf, hielt den Mund offen und einen Arm der Gestalt entgegenstreckend, die breitbeinig vor ihr stand und auf sie niederschaute.

Es war ein Mann, ein Asiate, in dessen Gesicht sich kein Muskel rührte, der aber eine Waffe hervorholte und auf sie zielte. Donna wollte anfangen, kreischend zu Lachen, doch der Mann schüttelte den Kopf und sagte: »Geweihte Silberkugeln.«

»Neiiinnn…!«

Suko schoß.

Nur eine Körperlänge entfernt lag David Brookman. Er mußte das Schreckliche und doch Unausweichbare mit ansehen.

Seine Tochter starb ihren zweiten und diesmal auch den endgültigen Tod. Sie war damit von ihrem untoten Dasein erlöst worden.

Ihre Seele konnte den Frieden finden.

Noch einmal bewegte sie sich und wälzte ihren Körper auf den Bauch. So blieb sie auch liegen.

Suko schaute sich um, bevor er die Beretta verschwinden ließ.

Dann kümmerte er sich um David Brookman. Seinen Freund John Sinclair hatte er am Boden liegen sehen und auch festgestellt, daß dieser sich bewegte. Brookman wimmerte vor sich hin. Nun, als der Schock vorüber war, spürte er wieder die fürchterlichen Schmerzen, die seinen Rücken wie Flammen durchschossen.

Zwei starke Hände umfaßten seine Schultern. Suko wollte den Mann vorsichtig anheben, aber Brookman schrie auf, als hätte ihn jemand gefoltert. Bei seinem Fall mußte etwas mit seinem Rücken geschehen sein. Da konnte nur ein Arzt helfen.

»Ich rufe den Doc!« sagte Suko.

Er fand ein Telefon, das noch funktionierte. Er rief auch gleichzeitig die Kollegen an, damit sie die Leiche abholten.

Welch eine Nacht…

***

Das gleiche dachte auch ich, als ich wieder in die Welt der Normalen zurückkehrte.

Das heißt, eigentlich war ich nicht richtig bewußtlos gewesen. Ich hatte mich nur in einem Zustand der Apathie befunden und war irgendwo weggetreten.

Jetzt hockte ich im Sessel, ein kaltes Tuch an Ohr, Kopf und Nacken gelegt und merkte, daß sich meine Gedanken allmählich wieder ordneten.

Das Zimmer sah aus wie eine Kulisse aus einem Action-Film. Da war jemand tatsächlich mit einem Wagen durch die Scheibe gerast.

Nur der Kofferraum »hing« noch im Garten, wo die Reifen die Erde aufgewühlt hatten.

Wie ein Geist war Suko erschienen und hatte die tödliche Gefahr bannen können.

Donna hatte ihren Frieden gefunden. Eine Geisel, die ich als Tote in Erinnerung hatte, die dann aber verschwunden war. Ich hätte sie zuvor näher untersuchen sollen, dann wäre ich schlauer gewesen.

Suko kam aus der Küche zurück. Er brachte zwei mit Wasser gefüllte Gläser.

Eigentlich hätte Brookman nicht trinken dürfen. Es stand nicht fest, welche Verletzung er sich zugezogen hatte. Doch er bestand darauf. Schon beim Schlucken stöhnte er auf. Ein gefährliches Zeichen. Suko hatte mir etwas von Brookmans Rücken erzählt. Es war zu befürchten, daß der Mann einen bleibenden Schaden davontragen würde.

Der Inspektor nahm das Glas weg und kam mit dem anderen zu mir.

»Danke«, sagte ich.
Das Wasser war kalt. Es tat gut, die Flüssigkeit zu trinken. Ich stellte das leere Glas weg und starrte gegen den Wagen. In ihr hatte die weibliche Blutsaugerin gesessen.
»Hättest du damit gerechnet?« fragte Suko.
»Um Himmels willen, nein.«
»Und jetzt?«
Ich hob die Schultern, strich über meinen Kopf, der bei der Berührung schmerzte. »Man hat die Geisel zu einer Blutsaugerin gemacht, Suko«, flüsterte ich, »dann war der Maskierte im Wagen kein Zombie im Voodoo-Sinne, sondern ein anderer.«
»Ja, ein Vampir. Aber auch ein Vampir, ein lebender Toter, wie uns klar sein dürfte.«
»Stimmt, Suko. Nur weißt du auch, daß ich besonders allergisch in der letzten Zeit reagiere, wenn es sich um Vampire handelt.«
Er nickte ernst und sagte nur einen Namen. »Will Mallmann!«
»So ist es.«
Suko überlegte einen Augenblick. »Was hätte das für einen Sinn ergeben?«
Ich konnte noch nicht so rasch mitdenken und fragte: »Wie meinst du das denn?«
»Ganz einfach. Dieser Maskierte wollte Geld…«
»Suko, das liegt auf der Hand. Auch als Vampir muß Mallmann finanziell unabhängig sein. Stell dir vor, er hat jetzt eine halbe Million Pfund. Was kann er damit anstellen?«
»Und noch eine zweite Geisel.«
»Fast richtig!« flüsterte ich. »Er hat auch noch meine Mutter in seinen Klauen.«
Suko schluckte. »Sorry, John, daran habe ich im Moment nicht gedacht.«
»Schon gut.« Auch ich wollte an diese Sache so wenig wie möglich erinnert werden, obwohl ich am vergangenen Tag noch mit meinem Vater in Schottland telefoniert hatte.
Er wußte auch nichts Neues. Seine deprimiert klingende Stimme klang mir noch immer im Ohr.
»Wir können es drehen und wenden, wie wir wollen, John. Mallmann ist durch die Erpressung seinem eigentlichen Ziel wieder ein Stück näher gekommen. Mit Geld kann er sich etwas kaufen, auch Menschen, die er zu Vampiren macht.«
»Ja – und seine Armee aufbaut.«
»Ausgerechnet ich habe ihm das Geld gegeben.« Es wollte einfach nicht in meinen Kopf. »Ausgerechnet ich. Jetzt weiß ich auch, weshalb er sein Gesicht hinter der roten Kapuze verborgen hat. Wir sollten ihn auf keinen Fall sehen.«

»Wie war das mit der Stimme?«

»Sie klang verzerrt, Suko. Er hat es geschafft, sie zu verfremden. Eine ganz simple Kiste. Vielleicht hat er die Muschel mit Stanniolpapier bedeckt, so etwas reicht schon.«

»Ich kümmere mich mal um Brookman.«

Der Mann war bewußtlos geworden. Die Schmerzen waren einfach zu mächtig gewesen.

Fünf Minuten später traf der Arzt ein. Er ließ sich von uns erklären, wo die Verletzung ihren Platz gefunden hatte und zog danach ein sehr bedenkliches Gesicht. »Das kann natürlich ins Auge gehen«, sagte er. »Dieser Mensch könnte, wenn er Pech hat, sein ganzes Leben über gelähmt bleiben. Wir werden sehen.«

Auch die Leiche wurde abgeholt. Der Jaguar blieb im Zimmer. Wir mußten erst das Einverständnis des Hauseigentümers einholen, um die Wohnung wieder so herrichten zu lassen, wie sie einmal gewesen war.

Uns quälten andere Sorgen.

Da war zunächst die zweite Geisel, Marion Brookman. Bei mir war zudem die Wunde aufgerissen worden, die Mallmann durch die Entführung meiner Mutter hinterlassen hatte.

Und er, dieser verfluchte Vampir, schwebte wie ein Damokles-Schwert über allem…

***

Weder Suko noch ich gehören zur Kategorie der Supermänner, die mir nichts dir nichts locker die Nächte durchmachen und das Wort Schlaf höchstens geschrieben kannten. Es war gegen vier Uhr, als wir unsere Betten ahnten.

Wir standen noch kurz auf dem Flur zusammen und sprachen über den Fall. Einen Fahndungserfolg hatte es nicht gegeben. Das wußte ich von Captain Hamilton, mit dem ich noch gesprochen hatte. Er hatte mir aber versprochen, mich anzurufen und notfalls aus tiefem Schlaf zu holen, falls eine Änderung des Zustandes eintrat.

»Na denn…«, sagte Suko und hob die Hand zum Gruß.

»Bis gleich.«

Ziemlich kaputt betrat ich die Wohnung. Der Arzt hatte mir noch zwei Tabletten gegeben, die linderten die Kopfschmerzen ein wenig.

Die Beule konnte ich unter den Haaren ertasten. In der letzten Zeit war mein Kopf ein wenig oft zur Zielscheibe geworden. In Zukunft würde ich ihn schonen müssen.

In meiner Wohnung roch es muffig. Ich öffnete ein Fenster, atmete noch einige Male die kühle Londoner Nachtluft ein, die mir reiner vorkam als die im Zimmer.

Wenig später lag ich im Bett. Ich sackte förmlich in den Schlaf und träumte nicht bewußt.

Die restlichen Stunden verflogen wie im Rutsch. Als mich der Wecker aus dem Tiefschlaf riß, hatte ich das Gefühl, überhaupt nicht geschlafen zu haben.

Wie ein Halbtoter kroch ich aus dem Bett. Die Dusche machte mich auch nicht viel munterer, der Kaffee schmeckte wie ein Gorilla unter dem Arm, und ich freute mich auf Glendas frisch gekochte braune Brühe.

Sie rief schon an: »Willst du heute nicht ins Büro kommen, John?«

»Später. Was ist denn los?«

»Ein Captain Hamilton wollte dich sprechen.«

»Und?«

»Er sagte, der Wagen sei gefunden.«

Jetzt war ich wach. »Wo denn?«

»Davon habe ich keine Ahnung. Er hat aber eine Rufnummer hinterlassen. Wahrscheinlich die private.«

»Okay, gib sie mir.« Ich schrieb mit, als Glenda diktierte. Dann erkundigte sie sich, wann ich ins Büro kommen würde.

»Das kann ich dir noch nicht sagen. Brühe bitte in einer halben Stunde den Kaffee auf.«

»Mal sehen.«

Ich rief dann bei Hamilton an. Eine Frauenstimme meldete sich.

Als sie meinen Namen hörte, seufzte sie. »Wenn mir Cliff nicht ausdrücklich gesagt hätte, daß ich ihn wecken sollte, wenn Sie anrufen, hätte ich ihn schlafen lassen.«

»Es ist wirklich wichtig, Mrs. Hamilton.«

»Ja, ich weiß.«

Hamiltons Stimme klang übernächtigt, aber seine Neuigkeiten faszinierten mich.

»Wo haben deine Leute den Wagen gefunden?«

»Es war schon hell, als sie die Waldstücke noch einmal durchkämmten. Dabei fiel ihnen der zerstörte Zaun eines militärischen Übungsplatzes auf. Sie drangen ein und fanden den Mercedes.«

»Leer natürlich – oder?«

»Und eine Nachricht hat der Fahrer nicht zufällig hinterlassen?«

Hamilton lachte. »Wie kommst du darauf?«

»Weil ich mittlerweile weiß, welches Gesicht sich hinter der verdammten Kapuze verbirgt.«

»Sag nur.«

»Ja, es stimmt. Ich kenne den Kerl. Ein ehemaliger Bekannter und sogar ein Freund von mir.«

»Aber kein Zombie?«

»Nein, jetzt ein Vampir.«

»Ach du Scheiße. Wie ist es mit der Stimmenanalyse?«

»Vergiß sie.«

»Gut.« Ich hörte ihn laut ausatmen. »Dann wünsche ich dir noch einen guten Tag.«
»Danke, schlaf du dich aus.«
Ich hörte, wie Suko die Tür aufschloß. »Bist du schon fertig?« rief er aus dem Flur.
»Ja, mit den Nerven.«
»Wieso? Was war los?«
Ich berichtete ihm von meinem Gespräch mit Hamilton.
Suko zog ein bedenkliches Gesicht. »Auf einem Truppenübungsplatz also. Das ist übel.«
»Wieso?«
»Ich hatte nur gerade so einen Gedankensprung. Stell dir mal vor, der hat sich dort ein Versteck ausgesucht und fällt Soldaten an, wenn sie da üben.«
»Dann wäre das der Anfang einer Vampir-Armee!«
»Richtig.«
»Laß uns ins Büro fahren. Ich muß mit Sir James reden und ihm sagen, daß Mallmann wieder aktiv ist.«
»Der verkriecht sich auch nie.«
»Ist doch klar. Er weiß, wer seine Hauptfeinde sind. Uns muß er zuerst ausschalten.«
»Und wird sich ins Fäustchen darüber lachen, daß ich so dumm gewesen bin und ihm das Geld persönlich übergeben habe.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn ich darüber nachdenke, könnte ich die Wände hochgehen.«
»Mit oder ohne?« fragte Suko.
»Was meinst du?«
»Saugnäpfen an den Füßen.«
»Hör auf, Mensch!«
Wir fuhren mit dem Rover, der unten in der Tiefgarage des Hauses stand. Natürlich war der Verkehr zum Heulen. Wenn es danach gegangen wäre, hätten wir immer weinen können.
»Der Kaffee wäre längst kalt geworden, hätte ich mich nach deinen Wünschen gerichtet«, empfing Glenda uns.
»Das hast du aber nicht getan!« sagte ich.
»Genau. Also habe ich ihn später aufgesetzt. Jetzt ist er wunderbar warm.«
»Sogar perfekt«, lobte ich einige Minuten später, als ich die ersten Schlucke getrunken hatte. »Gibt es etwas Neues?«
»Ja, Jane Collins rief an.«
»Was wollte sie?«
»Nur mal fragen, ob du noch lebst.«
»Was hast du ihr gesagt?«
»Daß du nur versuchsweise existierst.«

»Hä, was bist du widerlich!«
»Tja.« Sie hob die Augenbrauen. »Manchmal muß man das eben sein, meine Herren.«
Dann schwebte sie davon, was der enge, rote Rock allerdings sehr schwer machte.
»Mallmann«, sagte ich und stierte in den Kaffee. »Allmählich wird diese Figur zu einem Alptraum für mich.«
»Das kann ich dir nicht einmal verdenken, John.«
Ich schaute meinen Freund über die Schreibtischbreite hinweg an.
»Wie kommen wir an ihn heran?«
Suko verzog den Mund. »Das wird verflucht schwer werden, John. Verdammt schwer.«
»Wenn nicht unmöglich.«
»Auch damit mußt du rechnen.« Er drehte die rechte Hand und zeigte mir die Fläche. »Mallmann ist uns immer über. Er kann agieren, wir nur reagieren.«
»Hör auf, ich mag den Satz nicht, wenn du ihn so aussprichst.«
»Das weiß ich, John. Nur können wir davor die Augen leider nicht mehr verschließen.«
Mein Nicken sah schwermütig aus.
Ich schaute auf die Uhr. »Eigentlich könnten wir mit Sir James reden. Der muß wissen, daß sich Mallmann wieder in London aufhält.«
»Den Hyde Park wird er sich nicht als Operationsbasis ausgesucht haben«, sagte Suko. Er spielte damit auf einen Fall an, wo wir Mallmann fast gehabt hätten. Leider war er uns im letzten Augenblick durch die Lappen gegangen.[1]
»Das sicherlich nicht. Dafür wird er seine verdammte Aktion Dracula weiterführen.« Mit einem Ruck kippte ich den Rest des Kaffees in die Kehle und wollte eigentlich aufstehen, um zu Sir James rüberzugehen, als sich das Telefon meldete.
»Du oder ich?« fragte Suko.
»Ich.« Meine Hand hielt den Hörer bereits fest. Ich hob ihn ab – und hörte einen so fürchterlichen Schrei, daß selbst Suko ihn mitbekam und kreidebleich wurde…

***

Auch mein Gesicht verlor an Farbe. Wie aus Stein gehauen hockte ich auf dem Stuhl. Den rechten Ellbogen auf die Platte gestützt, den Hörer noch umklammert, aber nicht gegen mein Ohr gepreßt.
War der Schrei echt?
Wer uns anrief und so etwas präsentierte, der dachte sich keine Scherze aus. Dieser Schrei mußte einfach echt sein. Ich fragte mich allerdings wer und aus welchem Grund jemand so fürchterlich schrie?
Allmählich verlor er an Kraft und endete in einem leisen Wimmern

und Schluchzen.

Ich atmete stöhnend aus. Der kalte Schweiß lag auf meinem Gesicht. Als ich Suko anschaute, erkannte ich, daß es ihm nicht anders ergangen war.

»Und jetzt?« fragte er.

Ich deutete mit der freien Hand auf den Hörer, bevor ich ihn gegen mein Ohr preßte. Doch ich kam nicht dazu, auch nur ein Wort zu sagen, denn ich hörte ein verdammtes Lachen, das mir sehr bekannt vorkam.

»Mallmann!« keuchte ich. »Mallmann, du Schwein!« Ich konnte mich einfach nicht mehr beherrschen.

»Ja, ich bin es.«

»Und der Schrei?«

Er lachte wieder. »Rate mal, Sinclair, rate mal. Kann er von deiner Mutter stammen?«

»Hör zu, Mallmann…«

»Kann er oder kann er nicht?«

»Ich weiß, daß es gewisse Dinge gibt, die noch zwischen uns stehen. Wenn du es wagen solltest, meiner Mutter…«

»Denk an den Blutstein, Sinclair. Solange ich ihn nicht in meinen Händen habe, wirst du auch deine Mutter nicht sehen. Das ist ganz einfach.«

»Und weiter?«

»Ich will wieder auf den Schrei zurückkommen.«

»Nein, erst der Blutstein.«

»Darüber werden wir reden, wenn wir uns persönlich gegenüberstehen. Aber hüte dich vor Dracula.«

»Was willst du?«

»Mich zunächst einmal bedanken, daß du mir die geforderte Summe gebracht hast.«

»Keine Ursache.«

»Meine Verkleidung war gut, nicht wahr? Du hast bestimmt für eine Weile nicht gewußt, wer sich dahinter verbirgt.«

»Komm zur Sache.«

»Ich bin dabei. Erinnere dich an den Schrei. Du hast ihn noch sicher im Gedächtnis?«

»Allerdings.«

»Es war nicht deine Mutter, die geschrien hat. Im Moment beschäftige ich mich mit einer gewissen Marion Brookman.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Schön. Das Blut ihrer Schwester hat mir übrigens hervorragend gemundet. Wirklich, Sinclair…«

»Es gibt sie nicht mehr!«

»Auch das ist mir bekannt. Und es wird die kleine Marion bald auch

nicht mehr geben, wenn du nicht genau tust, was ich dir sage.«

»Was soll ich tun?«

»Zunächst auf meinen Anruf warten. Im Lauf des Tages, wahrscheinlich aber bei Anbruch der Dunkelheit werde ich mich wieder mit dir in Verbindung setzen.«

»Und weiter…?«

Noch einmal hörte ich den Schrei. Schrill, einfach furchtbar. Sekundenlang gellte er mir in den Ohren.

Dann war es still, bis auf das Freizeichen, das wie ein höhnischer Gruß aus der Muschel tönte…

***

Stunden der Angst, des Horrors, des Grauens, der zur Realität gewordenen Alpträume, das alles hatte Marion Brookman hinter sich.

Und sie hatte sich selbst schreien hören.

Einfach grauenhaft…

Nie hätte sie gedacht, dermaßen schreien zu können. Hinein in das Mikrofon, das ihr der Vampir vorgehalten hatte. Er hatte ihre Schreie auf Band verewigt und sie dann allein gelassen, ohne daß Marion die Chance bekam, sich zu befreien.

Sie war und blieb gefangen.

Wenn sie sich bewegte, vernahm sie eine für sie widerliche Musik.

Dieses leise, verdammte Klirren der Kettenglieder.

So etwas zerrte an ihren Nerven. Das traf sie wie ein harter, tiefer Schock. Wobei es ihr gleichzeitig anzeigte, daß sie aus eigener Kraft nicht freikommen würde.

Bewußtlos war sie noch am Zaun geworden. Was danach passierte, hatte Marion nicht mitbekommen. Jedenfalls war sie in einem relativ großen Gefängnis erwacht. Zunächst hatte sie gedacht, in einem Zimmer zu sein, bis das Licht des Tages durch Lücken und Ritzen gefallen war und das Innere des Gefängnisses erhellt hatte.

Zunächst hatte sie es nicht glauben wollen, aber es bestand kein Zweifel.

Der Kapuzenträger hatte sie in einen alten Eisenbahnwaggon geschleppt und dort allein und gefesselt zurückgelassen: an zwei lange Ketten gebunden. Einmal umspannten die Manschetten ihre Armgelenke, zum anderen die an den Füßen. Sie ließen ihr eine gewisse Bewegungsfreiheit, kleine Schritte konnte sie gehen und auch die Arme bewegen, aber sie schaffte es nicht, die Arme zur Seite zu strecken. Sofort spannte sich die Kette.

Das gleiche war bei den Füßen der Fall. Dennoch – mit kleinen Schritten konnte sie den Waggon durchqueren, auch die Tür erreichen, nur hatte dies keinen Sinn.

Die war abgeschlossen, von außen wahrscheinlich verriegelt und

verschlossen.
Der Kuttenträger hatte eben an alles gedacht.
Marion war zurückgeblieben. Er hatte ihr nicht gesagt, wo er hingehen wollte, aber das Band hatte er mitgenommen.
So vergingen die Stunden.
Die Zeit steigerte sich zu einer quälenden Folter. Manchmal war Marion dicht an einen Spalt in der Wagenwand herangetreten und hatte so nach draußen geschaut.
Viel konnte sie nicht sehen. Der Wagen stand irgendwo auf einem einsamen Gleis eines Güterbahnhofs. Auf den Nebengleisen hatte sie ebenfalls Waggons gesehen, leider keine Arbeiter, die hier zu tun hatten. So nutzte auch das Schreien nichts.
Irgendwann würde er zurückkommen, das hatte ihr der Maskierte versprochen. Dann würde er das Finale einläuten, über das sich manche Menschen wundern sollten.
Noch blieb es ruhig…
Marion fror. Im Wagen war es kalt. Hin und wieder stand der Wind ungünstig. Dann pustete er durch die Ritzen. Sie wußte nicht, weshalb man sie noch festhielt. Das Geld hatte der Erpresser bekommen. Wollte er noch einmal eine Summe herausschlagen?
Die würde ihr Vater nicht zahlen können, das wußte sie. Marion Brookman war über die finanziellen Mittel ihres Vaters informiert.
Auch wenn er Geld verlieh, so groß war die Summe nicht, die ihm zur Verfügung stand.
Irgendwann war sie dermaßen erschöpft, daß ihr die Augen zufielen und sie einschlief.
Sie sackte förmlich in den Tiefschlaf, aus dem sie durch Geräusche herausgerissen wurde. Laute Stimmern erreichten ihre Ohren. Zunächst hatte sie an eine Täuschung geglaubt, an einen Traum, auch an einen Wunsch, bis ihr klar wurde, daß die Stimmen real waren.
Sie mußten irgendwelchen Arbeitern gehören, die auf dem Güterbahnhof beschäftigt waren. Sofort war wieder Hoffnung in ihr aufgestiegen. Sie hatte schreien wollen, nicht einmal dazu fand sie die Kraft.
Was über die Lippen gedrungen war, konnte nur mehr als Krächzen bezeichnet werden.
Aber der Wagen bewegte sich.
Von der rechten Seite her bekam er mehrmals schnelle Stöße mit, die das Mädchen durchschüttelten.
Marion hatte gesessen, ohne die Stöße ausgleichen zu können. Sie kippte sehr langsam, fiel auf den Rücken und auch auf die Seite. Mit den gefesselten Händen rollte sie sich herum und so weit zurück, daß sie die Wand als Stütze im Rücken spürte.
Jetzt klappte es besser.

Stoß auf Stoß erwischte den Güterwagen. Ihr war längst klar geworden, daß jemand einen Zug zusammenstellte. Das kam ihr gerade recht. Ihr Bewacher hatte damit bestimmt nicht gerechnet. Mit etwas Glück entwischte sie ihm.

Für Marion Brookman begann abermals eine Zeit des Wartens und des Hoffens.

Sie hatte auch wieder Mut gefaßt und geschrien, nur mußte sie über sich selbst lachen. Diese Rufe gingen in den Ankopplungsgeräuschen einfach unter.

Plötzlich war es wieder ruhig.

Marion Brookman hockte starr in der Ecke und rührte sich nicht.

Sie lauschte nur. Was würde sich ändern? Sie konnte sich kaum vorstellen, daß der Zug auf dem Gleis stehenblieb. Da mußte einfach etwas passieren.

Es fiel Marion in ihrer Lage schwer, logisch zu denken. Sie war allerdings davon überzeugt, daß mittlerweile der Güterzug zusammengestellt worden war.

Marion betete, hoffte, daß sich der Zug endlich in Bewegung setzte, bevor der Maskierte zurückkehrte. Sie schaute wieder durch den Spalt an der Wagenwand.

Noch hatte sich nichts verändert. Weiterhin sah sie das triste Bild des Güterbahnhofs. Eine Uhr trug sie nicht, die Sonne schien auch nicht, so konnte Marion nur raten, wie spät es ungefähr sein konnte.

Der Mittag war längst vorbei, der Nachmittag auch schon. Also lief es auf den frühen Abend zu.

Noch hatte die Dämmerung nicht eingesetzt, nur der Himmel zeigte eine graue Trübung. Zudem nieselte Sprühregen aus den tief hängenden Wolkenbänken.

Wieder bekam der Wagen einen Stoß. Diesmal konnte sich Marion abfangen. Sie fiel nicht.

Irgendwo in der Ferne ertönte ein schrilles Signal. Das Zeichen für den Start des Güterzugs.

Abermals der Ruck!

Sehr hart, sehr direkt. Marion Brookman hatte Mühe, ihr Gleichgewicht zu halten. Mit der Schulter schabte sie an der rauhen Innenwand, entlang. Etwas Spitzes drang durch den Stoff in ihre Schulter und hinterließ eine blutende Wunde.

Das alles interessierte sie nicht einmal am Rande. Für Marion Brookman zählte allein die Tatsache, daß sich die lange Wagenschlange in Bewegung setzte.

Der Zug fuhr…

Und der Maskierte war nicht da. Er hatte es nicht für nötig befunden, zu seiner Geisel zurückzukehren.

Als Marion darüber nachdachte, mußte sie zunächst den Kopf

schütteln. Es wollte einfach nicht in ihr Hirn. Sie lachte leise, dann immer lauter, obwohl das Geräusch vom Rollen der kaum gefederten Räder übertönt wurde. Es war halt kein Intercity.

Marion hatte sich hingesetzt und den Kopf gegen die Innenwand gelehnt. Für die nächsten Minuten blieb sie so hocken, ohne sich zu rühren. Die Augen hielt sie halb geschlossen. In dieser Lage konnte sie sich besser konzentrieren und auch entspannen.

Über Züge, besonders Güterzüge hatte sie nie zuvor in ihrem Leben nachgedacht. Diese Dinge hatten nicht dazugehört. Die nahm man einfach hin.

Aber jetzt sah es anders aus. Gefesselt wie eine mittelalterliche Hexe hatte man sie in das stinkende Viereck gesteckt. In der Tat stank der Wagen. Sie hatte noch nicht herausgefunden, wonach, ein Teergeruch war allerdings vorhanden.

Plötzlich lachte sie. Zunächst irgendwie unmotiviert, bis ihr einfiel, daß sie einfach lachen mußte, weil sie, ohne es zu wollen, ihrem Entführer einen Streich gespielt hatte. Ewig würde der Zug nicht durchfahren. Vielleicht die Nacht über, wenn es ein Sonderzug war, der irgendwelchen Müll abholte.

Müll?

Sie krauste die Stirn. Wie kam sie auf Müll? Auch dachte sie an die Umwelt. Müll – Umwelt – Transporte, das konnte eine gefährliche Verbindung geben.

Marion Brookman folgerte weiter. Ein einsam durch die Nacht fahrender Güterzug fiel kaum auf. Da konnte man schon heimlich etwas abtransportieren.

Aber das war das Extrem. Durchaus konnte dieser Transport ganz normal laufen. Gerade die Nächte, wo die Strecken nicht so stark befahren waren, konnten für Gütertransporte benutzt werden.

Sie war dem Blutsauger davongefahren. Wieder mußte sie auflachen. Es war ihr einfach unbegreiflich. Da hatte sich dieser Kerl eine dermaßen große Mühe gegeben, und nun fuhr sie ihm davon. Ihre Hoffnung stieg. Sie unterdrückte den Hunger, den Durst und ignorierte die Kälte. Am Ziel würde sie sich schon bemerkbar machen, das stand fest.

Noch während sie lachte, sank ihr Kopf nach vorn, und sie schaute zu Boden. Es war der perfekte Irrsinn, so etwas überhaupt zu erleben. Unmöglich, unwahrscheinlich und trotzdem Realität.

Der Zug rumpelte weiter durch die Landschaft. Marion Brookman schaute wieder durch den Spalt. Der Fahrtwind fuhr gegen ihre Pupille, sie nahm den Kopf zurück. Viel hatte sie sowieso nicht sehen können. Einen grauen Streifen, wahrscheinlich ein Bahndamm und ein Stück dahinter triste Fassade.

Rollte sie durch London?

In ihrer Angst hatte Marion nicht auf die Fahrtrichtung geachtet.
Das konnte durchaus sein, brauchte aber nicht. Es gab auch andere Bahnhöfe als die der Großstadt.
Bisher hatte sie sich an das stets gleichmäßige Rollen gewöhnt, bis zu dem Zeitpunkt, als sie feststellte, daß die Schlange der Wagen langsamer wurde.
Der Zug bremste.
Zuerst glatt, dann etwas stotternd. Die gefesselte Marion riß es um.
Auf der Seite blieb sie für einen Moment liegen. Dann schwang sie sich wieder in eine sitzende Stellung und dachte darüber nach, aus welchem. Grund der Zug gehalten hatte.
Befanden sie sich bereits am Ziel?
So recht wollte ihr das nicht in den Kopf. Nein, das hier war höchstens ein Zwischenstopp.
Ob sie es jetzt versuchte?
Stimmen hatte sie nicht gehört. Sie erinnerte sich, daß auf diesen langen Wagenschlangen früher Bremser in den kleinen Häuschen mitgefahren waren.
Ob das heute auch noch so war?
Marion Brookman wollte auf die verschlossene Schiebetür zukriechen, als sie über sich ein Geräusch hörte. Zunächst dachte sie an ein Kratzen, verursacht von einem großen Vogel, der auf dem Dach des Wagens seinen Platz gefunden hatte.
Sie blieb hocken, schielte in die Höhe, wartete darauf, daß sich das Geräusch wiederholte.
Die Spannung stieg, das Kratzen war nicht mehr zu hören, dafür etwas anderes.
Tritte!
Schwere Schritte, die Echos hinterließen und dumpf durch den Wagen schwangen.
Marions Kehle verengte sich. Auf einmal fiel ihr das Atmen schwer. Sie traute sich nicht zu rufen. Sie wußte nicht, wer sich auf dem Dach bewegte.
Einer der mitfahrenden Arbeiter vielleicht?
Durchaus möglich, es konnte sich auch um eine andere Person handeln, die für Marion der Alptraum war.
Der Kapuzenmann…
Sie horchte weiter, und sie bekam mit, daß der Unbekannte seinen Weg über das Dach fortsetzte. Er ging von einer Seite des Wagens auf die andere, und zwar der Länge nach.
Als sich die Gestalt an der Türseite befand, verstummten die Geräusche. Sie waren regelrecht eingefroren. Marion lauschte zitternd und frierend.
Durch die Nase holte sie Luft, starrte die Tür an, die sich nur

schwach in dem Dämmer abzeichnete. Außen vernahm sie das Kratzen und auch die dumpfen Schläge.

Da war jemand!

Sekunden vergingen in atemloser Spannung. Wer immer es sein mochte, ob Freund oder Feind, er machte sich jedenfalls an dem Schloß und auch am Riegel zu schaffen.

Marion kannte die Geräusche genau. Sie erinnerte sich, daß es die gleichen waren, die beim Schließen der Tür entstanden.

Ein hartes Ratschen erklang. Das Schloß war offen. Jemand zog außen den schweren Riegel zurück.

Die Tür rollte zur Seite. Eine Öffnung entstand, schulterbreit und Platz für den lassend, der sich mit einer geschickten und tänzerisch anmutenden Bewegung in den Waggon schob.

Es war keiner der Arbeiter, auf die Marion Brookman ihre Hoffnung gesetzt hatte.

Es war er, der Kapuzenträger und ihr Entführer!

***

Für die Dauer einiger Sekunden blieb er unbeweglich stehen, als wollte er dafür sorgen, daß seine Geisel dieses Bild, das sich ihren Augen bot, noch einmal genoß.

Er hatte sich nicht umgezogen. Noch immer verbarg er sein Gesicht hinter dem dunkelroten, wallenden Faltenstoff. Hineingeschnitten waren nur zwei Schlitze für die Augen und einer für den Mund. Der untere Rand breitete sich auf seinen Schultern aus, zum Ende hin lief die Kapuze spitz zu, wie ein Häubchen.

Der weiße Umhang reichte bis zu den dunklen Schuhen, die zur Hälfte unter ihm hervorschaute.

Er ging einen Schritt in den Waggon hinein, während das Mädchen vor ihm zurückwich.

Mit einem heftigen Ruck rammte er die Tür zu. Marion hatte draußen noch das letzte Tageslicht schimmern sehen. Als die Tür geschlossen war, fiel die Düsternis über den Wagen.

Schluß…

Marion hörte sein leises Lachen, als er zur Seite ging und sich dabei bewegte wie ein Schatten. Bei jedem Schritt wallte die Kutte. Die dumpf klingenden Tritte wurden begleitet vom Klirren der Kettenglieder, die aneinander stießen und über den Boden schleiften.

»Hattest du gedacht, fliehen zu können? Glaubtest du, mich endlich los zu sein?«

Marion spürte die Verzweiflung, die einen dumpfen Druck um ihren Kopf legte. »Ich… ich …«, flüsterte sie.

»Rede nur, Mädchen!«

»Ja, ich dachte…«

Seine harte Stimme unterbrach sie. »Keine Ausrede, keine Ausflüchte. Es ist ja menschlich. Ich an deiner Stelle hätte auch nicht anders gehandelt. Aber das ist vorbei. Jetzt sind wir beide wieder zusammen, was ich toll finde.«

»Wo sind wir?«

»Mitten auf der Strecke.«

»Fahren wir weiter?«

»Sicher.« Er ließ sich im Schneidersitz nieder. Seine Knie beulten rechts und links den Stoff aus. »Wir werden weiterfahren, bis wir unser Ziel erreichen.«

»Wo ist das?«

»Auf einem großen Platz, einer Halde gewissermaßen!«

»Müll?«

»Ich bewundere deinen Scharfsinn.«

Sie traute sich kaum, die nächste Frage zu stellen, doch sie mußte einfach heraus. »Und was passiert dort?«

»Was geschieht schon mit einer leeren Schlange aus Güterwagen? Sie wird beladen.«

»Umweltdreck, nicht?«

»Ich weiß nur, daß sich dort einiges entscheiden wird. Außerdem möchte ich dir ein Kompliment machen. Du hast wunderbar geschrien. Richtig echt hat es geklungen. Derjenige, der den Schrei hörte, bekam Furcht. Das habe ich durch die Leitung gehört.«

»Wer war es?«

»Sinclair!«

Marion mußte erst nachdenken, bevor ihr einfiel, wer diese genannte Person war. »Der Mann, den Sie geholt haben, damit er das Lösegeld bringt und den Wagen fährt.«

»Genau.«

»Was soll er denn noch?«

»Ich habe einiges vor. Es wird sich alles im Laufe der Nacht ergeben. Die Dunkelheit bricht bald herein, dann ist meine Zeit gekommen, Mädchen.«

»Welche Zeit?« Sie war irritiert.

»Ich werde es dir zeigen – Moment.« Er griff mit der rechten Hand in einen Taschenschlitz an der Seite und holte dort etwas Weißes, Langes hervor. Es war eine Kerze. Aus dem oberen Ende ragte der Docht wie ein schmaler, dünner Finger.

Ein Feuerzeug hielt er ebenfalls in der Hand. Die Flamme sprühte aus der schmalen Düse und zitterte, als er sie dem Docht zubewegte, der gierig von dem Feuer Besitz ergriff und ein flackerndes Licht schuf. Die Flamme konnte nicht ruhig brennen. Durch die Ritzen drang zuviel Wind.

Der Maskierte ließ Talg auf den Boden tropfen und klebte die Kerze

mit dem Unterteil daran fest.
Sie stand so, daß sie sein maskiertes Gesicht anleuchtete und auf dem roten Stoff ein Muster aus Schatten und dünner, rotgelber Farbe hinterließ.
Er hob beide Hände, krallte die Finger in den Stoff und zog die Kapuze langsam in die Höhe.
Marion Brookman saß vor Anspannung still. Zum erstenmal würde sie das Gesicht des Entführers sehen können. Sie hatte sich bisher noch keine Vorstellungen von seinem Aussehen gemacht. Eigentlich rechnete sie mit allem. Da konnte ein menschliches Gesicht ebenso zum Vorschein kommen wie eine verunstaltete Fratze oder das Antlitz des Teufels. Es war alles irgendwo schlimm.
Mit einem letzten Ruck zupfte er die Kapuze weg, so daß sein Gesicht frei vor ihr lag und auch vom Widerschein des Lichts erreicht wurde. Auf irgendeine Art und Weise war Marion Brookman enttäuscht. Sie hatte wirklich damit gerechnet, ein Monstrum vor sich zu haben, doch die Person besaß ein normales Gesicht.
Scharf geschnitten, mit einer leicht gebogenen Nase über dem schmallippigen Mund. Das Kinn – nicht zu breit – verriet Energie.
Unter den wie gemalt wirkenden, dunklen Brauen leuchteten ebenfalls dunkle Augen, in deren Pupillen sich der Widerschein der Flamme zuckend bewegte.
Sein Haar besaß auch die dunkle Farbe. Über der Stirn ziemlich licht, dafür auf der zweiten Kopfhälfte dichter wachsend. Allgemein betrachtet machte dieser Mensch Marion Brookman einen nicht unsympathischen Eindruck.
Sie starrte ihn an.
Auch er sagte nichts, gab ihr Gelegenheit, ihn genau zu beobachten. Der Zug hatte sich noch nicht in Bewegung gesetzt, auch vor der langen Wagenschlange war es ruhig, so daß nur der Atem des Mädchens zu hören war.
Nur ihr Atmen…
Zuerst war es nur ein schwacher Gedanke. Dann jedoch drang er scharf wie ein Strahl in ihr Gehirn und verdichtete sich zu einem starken Verdacht.
Wieso nur ihr Atmen?
Sie starrte ihn an. Irgendwie wissend, denn er begann leise zu lachen.
»Nun? Keimt ein Verdacht in Ihnen hoch?«
»Vielleicht«, flüsterte sie. »Ich… ich habe den Eindruck, daß Sie kein Mensch sind.«
»Sehe ich anders aus?«
»Nein, nein!« flüsterte sie schnell, aus Furcht etwas falsches gesagt zu haben. »So sehe ich das nicht, aber…« Marion rang nach Luft.
»Sie… Sie atmen nicht.«

Mallmann nickte. »Das stimmt.«

Marion war überrascht, die Antwort zu hören. Das gab er so einfach zu? »Weshalb atmen Sie nicht?«

»Weil ich es nicht brauche.«

»Aber…«

»Kein Aber, Mädchen. Es gibt Existenzen, die einfach nicht zu atmen brauchen.«

»Haben Sie auch einen Namen?«

»Ich heiße Will Mallmann.«

»Der ist nicht Englisch?«

»Ich stamme aus Germany!«

»Und weiter?«

»Du willst erfahren, weshalb ich nicht atme. Ich werde es dir zeigen. Schau auf mein Gesicht.« Er drückte seinen Kopf noch weiter vor, damit er vom Licht der Kerze besser angeleuchtet wurde. Nun überwog auf seinen Zügen das Licht und nicht mehr die Schatten wie noch vor Sekunden.

Sehr langsam, beinahe bedächtig, öffnete er den Mund, damit Marion sich auf die Zähne konzentrieren konnte. Auch wenn das Licht dunkler gewesen wäre, hätte sie trotzdem im Oberkiefer die spitzen Hauer entdeckt. Das waren keine normalen Zähne, das waren – sie wollte es kaum glauben – Vampirhauer!

Plötzlich hatte sie das Gefühl, in einem gewaltigen Eisblock eingeschlossen zu sein. Sie hockte auf dem Boden, angespannt, noch in Ketten, und hatte das Gefühl, eine andere Person zu sein. Vor ihr spielte sich ein Drama ab, wie sie es sonst nur aus Büchern oder Filmen her kannte. Daß war für sie einfach unbegreiflich.

Hier war ein böses Märchen zu einer furchtbaren Realität geworden, vorausgesetzt, dieses Vampirgebiß war echt und nicht künstlich in den Mund geschoben worden.

Marion wollte etwas fragen, als durch die Reihe der Wagen ein heftiger Ruck ging.

Er war beim Start der Waggonschlange entstanden. Damit hatte auch der Vampir nicht gerechnet. Er fiel ebenso wie Marion, nur war seine Haltung besser gewesen, deshalb konnte er sich auch schneller fangen.

Der Güterzug rollte, Mallmann richtete sich auf und hörte das Klirren der beiden Ketten, als sich Marion ebenfalls bewegte.

»Nun?« fragte er, »ist dir jetzt einiges klargeworden?«

Sie strich über ihr Gesicht, was ihr wegen der angeketteten Hände nicht leicht fiel. Schmier und Schweiß vermischten sich auf der Haut. In den Augen jedoch funkelte der Glanz einer gewaltigen Furcht.

»Sind Sie ein echter Vampir?«

»Was denkst du denn? Ich bin derjenige, der den Vampirismus revolutionieren wird.«

»Wie meinen Sie das?«
»Vergiß es. Nur soviel merk dir: Du wirst genau das tun, was ich will. Sonst ergeht es dir wie deiner Schwester.«
»Was haben Sie mit Donna gemacht?«
»Ich habe ihr Blut getrunken!«
»Nein, das…«
»Doch, ihr Blut war köstlich. Deines wird mir ebenso munden, darauf kannst du dich verlassen. Dein Blut wird sich kaum von dem deiner Schwester unterscheiden…«
»Aber sie ist doch…«
»Zu einem Vampir geworden. Auch sie geht nun auf die Jagd nach Blut. Ich habe meine Saat gelegt, und du wirst daran ebensowenig etwas ändern können wie Sinclair.«
»Was haben Sie mit ihm?«
»Er ist mein Todfeind. Ich werde ihn in die Knie zwingen. Ich werde ihn noch eine Weile quälen, um dann endgültig zuzuschlagen. Aber das ist nicht deine Sache. Ich habe meine eigenen Pläne entworfen und werde sie in die Tat umsetzen.«
Die Flamme bekam einiges vom Fahrtwind mit. Manchmal wurde sie derart dünn, daß sie fast verloschen wäre, aber sie erholte sich immer wieder.
Ihr Schein erreichte noch immer den Blutsauger, und Marion erkannte, daß sich etwas in seinem Gesicht getan hatte. Es lag ein anderer Ausdruck darauf.
Lauernd, gierig und wissend. Auch wie er sie anstarrte, bereitete ihr Angst.
»Was… was ist los? Was haben Sie?«
Er bewegte seine Nasenflügel. »Ich… ich rieche etwas!« flüsterte er, »ja, ich rieche es.«
»Was denn?«
»Blut!« keuchte der Vampir. »Ich rieche Blut.« Seine Augen glänzten. »Irgendwo ist Blut…«
»Nein, nein!« stieß Marion hervor. »Das kann nicht sein. Hier gibt es kein Blut…«
»Doch, meine Süße.« Der Blick des Untoten flackerte. »Nicht einmal weit entfernt. Bei dir…«
Da erinnerte sie sich, wie der Stachel oder Splitter durch ihre Kleidung in die Schulter gedrungen war und dort eine kleine Wunde hinterlassen hatte. Und die Wunde blutete. Ausgerechnet das mußte der Vampir gerochen haben.
»Na?« fragte er.
Sie rückte von ihm weg. Jede Bewegung wurde vom Klirren der Kettenglieder begleitet. Sein Lachen verfolgte sie. »Nein, du entwischst mir nicht. Du kannst mir nicht entwischen.« Mit einem Ruck stand er

plötzlich auf den Beinen.
Marion ballte die Hände zu Fäusten. Im Hals spürte sie den Druck, der ihre Kehle zuschnürte. Sie wußte genug über Vampire. Ihr war bekannt, daß diese Monstren ihre spitzen Zähne in die Hälse wehrloser Opfer schlugen und deren Blut tranken.
Donna war es widerfahren. Sie mußte daran glauben, denn der Untote kam auf sie zu.
Durch die lange Kutte sah es aus, als würde er auf sie zuschwingen. Die Kerzenflamme lag im Schatten des Gewandes. Sie streute ihren Schein nicht mehr vorbei.
Als Marion die Innenwand im Rücken spürte, wußte sie, daß es nicht mehr weiterging. Es war aus, vorbei. Sie kam nicht mehr zurecht. Der Vampir war ihr immer über.
Nickend blieb er vor ihr stehen.
Dann bückte er sich und streckte ihr gleichzeitig die Hände entgegen, deren Finger er ausgebreitet hatte.
»Bitte nicht!« wimmerte sie. »Ich möchte noch leben. Ich… ich will nicht sterben … o nein …«
Er berührte sie. Seine Hände lagen gespreizt auf ihren Schultern.
Marion spürte den Druck eines jeden Fingers. In den folgenden Sekunden würde er sich an ihrem Hals zu schaffen machen und seine Zähne gnadenlos hineinschlagen.
Ihr entging nicht der Modergeruch, den er ausstrahlte. Es war einfach widerlich.
So alt, so verbraucht, nach Tod, Leichen und Friedhof stinkend.
Ein typischer Vampirgestank.
Ergeben schloß sie die Augen. Auch ohne mit Ketten gefesselt zu sein, hätte Marion es nicht geschafft, sich gegen ihn zu wehren. Es war einfach vorbei…
Sie hörte ihn nicht atmen, sondern stöhnen, es klang sogar lustvoll.
Dann schrak sie zusammen, weil etwas Kaltes über ihren Schulterbogen glitt, wo sich die Wunde befand.
Das waren keine Zähne, nein, das mußte etwas anderes sein. Als Kind hatte sie den Begriff Kuhkuß gekannt. Man küßte sich dabei mit der Zunge am Kinn und am Hals.
Diese Berührungen waren ihr noch genau in Erinnerung geblieben. Etwas Ähnliches bekam sie auch hier mit. Ein nasser und gleichzeitig etwas rauher Gegenstand strich über die Wunde an der Schulter hinweg. Auch wenn es ihr schwerfiel, sie wollte sehen, was dort geschah und drehte behutsam den Kopf nach rechts.
Der Blutsauger kniete neben ihr. Mit einer Hand preßte er sie gegen die Wagenwand, mit der anderen stützte er sich auf den Holzbohlen ab, hatte den Mund dabei weit geöffnet und ließ seine Zunge über die Wunde gleiten.

Er leckte ihr Blut ab…

Das war der reine Irrsinn, schon pervers, einfach grauenhaft, nur eben eine Tatsache, gegen die sie nicht angehen konnte. So ließ sie es auch mit sich geschehen.

Die Zeit verlor jede Relation für sie. Marion saß starr auf dem Fleck. Sie konzentrierte sich auf andere Dinge, das Rollen der Räder, auf die Erschütterungen, die harten Stöße, die nicht gedämpft wurden, und schaute gegen das flackernde Licht der einsam leuchtenden Kerze.

Wieviel Zeit vergangen war, wußte sie nicht. Endlich, nach einer kleinen Ewigkeit, drückte der Vampir seinen mächtigen Körper zurück, öffnete sein Maul dabei sehr weit und leckte die letzten Tropfen aus der Umgebung seiner Lippen.

Er sah einigermaßen zufrieden aus. »Ja, es stimmt. Dein Blut und das deiner Schwester mundeten mir fast gleich. Dann weiß ich auch, was mir noch bevorsteht.«

»Sie… Sie wollen mich beißen?«

»Was macht ein Vampir sonst?«

Marion starrte ihn an. Plötzlich überkam sie das Gefühl, losschreien zu müssen. Das tat sie auch. Sie brüllte, bis sich die Stimme überschlug und sie keine Luft bekam, wobei ihr Kopf zudem hochrot angelaufen war.

Nur hatte sie keine Chance.

Der Wagen schluckte ihren Schrei, die anderen Geräusche übertönten die akustische Verzweiflung des Mädchens, und Mallmann weidete sich an ihrem Anblick.

Als Marion erschöpft zusammengesunken war, flüsterte er: »Spar dir deine Kräfte. Du wirst sie noch brauchen, Mädchen. Das kannst du mir glauben.«

»Nein, nein, ich…«

Er lächelte kalt und zynisch. »Ich bin derjenige, der hier den Ton angibt. Kein anderer sonst hat das Kommando. Du befindest dich in meiner Gewalt, und ich fühle, daß meine Stärke zunimmt. In mir fließt das alte Blut der Opfer des großen Dracula. Ich habe einiges von seiner Stärke mitbekommen. Ich bin mächtiger als jeder Mensch, daran solltest du denken, Mädchen.« Er stand auf und deutete in die Runde. »Längst ist die Dunkelheit über das Land hereingebrochen. Die Nacht steht an ihrem Beginn. Eine Nacht, die mir die nötige Kraft geben wird und in der wir unser Ziel erreichen werden.«

Marion Brookman senkte den Kopf. Auf einmal mußte sie weinen, was den Untoten nicht weiter kümmerte. Er dachte bereits an die Fortführung seines Plans, und ein böses, kaltes Grinsen hatte sich um seine Lippen eingegraben…

***

Der dicke Mann erschien wie eine Qualle auf zwei Beinen im blauweißen Licht der Scheinwerfer. Gemächlich bewegte er sich auf die Barriere zu, die das gewaltige Grundstück der Müllkippe vom übrigen, normalen Areal trennte.

Wir hatten den Rover vor der halbhohen Barriere angehalten und auch die beiden Scheinwerfer nicht ausgeschaltet. Suko hockte auf dem Rücksitz, immer bereit, wenn es sein mußte, in Deckung zu gehen. Er hatte sich nicht davon abbringen lassen, zu Hause zu bleiben, obgleich es Mallmann bei seinem zweiten Anruf verlangte.

Ich hatte mich natürlich nach dem Mädchen erkundigt und erfahren, daß es noch lebte.

Vor der Barriere blieb der Dicke stehen. Er trug eine graue Uniform mit roten Bisen. Wahrscheinlich gehörte er zu irgendeiner privaten Wachmannschaft.

Auf seinem bleich wirkenden Gesicht erschien das Lächeln eines Dummkopfs.

Der Dicke vor uns bewegte nur seine linke Patschhand von rechts nach links. Auf seinem Schädel saß die ebenfalls graue Mütze mit dem Lackschirm schief.

»Soll ich dem mal die Luft aus seiner Wampe lassen?« fragte Suko aus dem Fond.

Ich lachte leise. »Seit wann bist du so aggressiv?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Okay, ich steige aus.«

Als ich die Wagentür öffnete, grinste der Dicke noch breiter. Bestimmt freute er sich auf einen Disput mit mir. »Hier kommen Sie nicht weiter, Mister.«

Ich trat bis dicht an die Barriere heran, drehte aber den Kopf weg, weil der Dicke nach Käse und Müll roch. Eine außergewöhnliche Mischung. »Wer sagt das denn?«

»Ich!«

»Haben Sie hier das Sagen?«

»Genau!« dehnte er.

»Dann werden Sie uns auch durchlassen, Meister, und sich anschließend wieder in Ihr Häuschen da vorn quetschen. Da können Sie dann achtgeben, daß es kein anderer versucht.«

»Wie käme ich dazu?«

»Deshalb!« Ich hatte blitzschnell meinen Ausweis gezogen und hielt ihn ihm vor die Nase.

Im Licht der Halogenleuchten war deutlich zu erkennen, mit wem er es zu tun hatte. Er blieb trotzdem stur. »Nein, Sie brauchen ein Berechtigungsschreiben.«

Mir stieg der Kamm. Für uns ging es um Leben und Tod, und dieser fette Typ stand wie ein Stein vor mir, die Beine überkreuzt und redete

von einem Berechtigungsschreiben.

»Noch einmal friedlich, Meister des Mülls. Wir sind nicht zum Spaß in diese Scheißgegend gefahren. Wir wollen auf Ihr Gelände, und Sie werden uns die Barriere aus dem Weg schaffen.«

»Nein!«

»Gut, dann übernehme ich die Sache selbst.«

Er wollte handgreiflich protestieren.

Ich war schneller, zudem hatte er ziemlich ungünstig gestanden.

Ein kleinen Stups mit der flachen Hand reichte aus, um ihn auf seinen Hosenboden fallen zu lassen.

Da saß er nun und glotzte nur.

Ich überkletterte die Barriere, hörte ihn furchtbar schimpfen und sah, wie er auf die Beine kam.

Langsam drehte ich mich um, »öffnen Sie nun oder öffnen Sie nicht, Meister?«

»Okay, ich öffne.«

»Gut.«

Suko hatte sich inzwischen hinter das Lenkrad gesetzt und startete den Rover, der unter der hochgleitenden Barriere hinwegrollte auf das eigentliche Grundstück der Müllkippe.

Der Aufpasser hatte seinen Platz in einem kleinen Wachhaus, das schon mehr einer Kammer glich.

Suko blieb im Wagen, ich wollte dem Dicken noch einige Fragen stellen. Er schaute mich aus seinen kleinen Augen an, die fast hinter den Fettpolstern verschwanden.

»Wie heißen Sie?«

»Ed Stachowiak.«

»Gut, Ed, wir können weiter hervorragend zusammenarbeiten, wenn Sie mir eine Frage beantworten.«

»Ich weiß nichts.«

»O doch. Wann haben Sie den Nachtdienst angetreten?«

»Vor einer Stunde.«

»Na, das ist doch schon etwas. Wer, außer uns, hatte noch Eintritt auf dieses Gelände verlangt?«

»Niemand.«

»Da sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Schön. Rechnen Sie noch damit, daß jemand kommt?«

»In der Nacht?« Er schüttelte den Kopf. Die Backen bewegten sich dabei, als bestünden sie aus Pudding. »Nein, auf keinen Fall. Nicht in der Nacht. Wir sind keine illegale Kippe und haben genau unsere Öffnungszeiten.«

»Das ist gut, wirklich. Mir ist nur eines aufgefallen. In der Nähe führte eine Eisenbahnstrecke entlang. Wenn ich mir den Verlauf der

Schienen vorstelle, könnte ich davon ausgehen, daß die Linie quer durch die Müllkippe führt. Ist das so?«

Er hob die Schultern. »Schwer zu sagen, Mister.«

»Ja oder nein.«

»Ja!«

»Warum nicht gleich so? Kommen in der Nacht auch Züge an? Ist einer angesagt worden?«

»Für oder gegen Mitternacht.«

»Wird er beladen?«

»Nein, der bleibt bis zum Morgen stehen. Erst dann fangen die Kollegen mit den Ladearbeiten an.«

»Wo wird der Zug halten?«

Er drehte sich schwerfällig herum. Mit der rechten Hand deutete er an seinem Wärterhaus vorbei. »Dahinter irgendwo, praktisch zwischen den Schlackebergen.«

»Kohle lagert auch hier?«

»Wir nennen es nur Schlacke. Das sind Reste mit allem möglichen Zeug vermischt.«

»Giftig?«

»Keine Ahnung.« Er grinste feist. »Auf manchen kleinen Hügeln wächst sogar Gras.«

»Wie hin und wieder bei Menschen. Nur wächst aus deren Schädeln dann getrocknetes Gras, Heu also.«

Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, beschloß aber, sich nicht angesprochen zu fühlen. Ich schärfte ihm noch ein, die Augen aufzuhalten.

»Wieso? Rechnen Sie mit Besuch?«

»Es ist möglich. Sollte noch ein zweiter Wagen eintreffen, geben Sie uns Bescheid.«

»Wie denn?«

Ich runzelte die Stirn und verdrehte die Augen. »Gibt es hier auf dem Gelände nicht eine Lärmsirene?«

»Schon.«

»Dann schalten Sie das Ding ein, verschließen Ihre Bude und überlassen alles andere uns.«

Er staunte mich an. »Was… was ist denn überhaupt los?«

»Der Bär«, sagte ich, als ich wieder zum Wagen zurückging, wo Suko auf dem Beifahrersitz hing und mich mit einer guten Nachricht empfing. »Nichts zu sehen, John.«

»Das lobe ich mir.«

»Und der Dicke?«

»Ich habe das Gefühl, daß er sich bald in die Hose macht. Er hat schon das Flattern bekommen.«

»So sieht der auch aus.«

Ich startete den Rover. Das quallenähnliche Stück Mensch schaute uns nach, bis wir zwischen zwei hohen Bergen verschwunden waren und uns vorkamen, als würden wir durch eine tiefe Schlucht rollen, denn so hoch und auch schräg rahmten uns die Müllberge ein.

Ich hatte das Fenster an meiner Seite heruntergekurbelt. Ein widerlicher Geruch strömte in den Wagen. Irgendwo brannte immer etwas. Unter der Oberfläche kokelte und schmorte es. An einigen Stellen krochen weiße, dünne Rauchschwaden aus den Ritzen der Hänge und verteilten sich an den Flanken.

Es war eine miese, eine verdammte Gegend, aber eine, die es auch geben mußte. Menschen und Großstädte produzieren Müll. Irgendwo mußten die Abfälle bleiben.

Ein Ort zudem für Ratten, die sich von den Überresten stets gut ernährt hatten.

Suko und ich folgten dem hellen Vlies der beiden Scheinwerfer.

Zwischen den Halden war es fast schwarz, deshalb erschien uns das Licht auch übermäßig bleich.

Die Fahrzeuge mußten schon gute Reifen besitzen, um die Strecke zwischen den Hügeln zu schaffen. Der Boden war auf keinen Fall glatt. Hindernisse wie abgerutschter Abfall strapazierten das Fahrzeug ebenso wie tiefe Reifenspuren mächtiger Trucks, die ebenfalls ihre Wege fanden.

»Wo willst du eigentlich hin?« fragte Suko.

»Zu den Gleisen.«

»Ach ja?«

Ich nickte. »Mallmann hat zwar nicht gesagt, daß er uns dort treffen will, aber Meister Qualle berichtete mir, daß noch in der Nacht ein Güterzug einlaufen würde, der erst am frühen Morgen beladen wird.«

»Und du glaubst, daß Mallmann und seine Geisel mit dem Zug eintreffen wie normale Reisende?«

»Das weiß ich alles nicht, Suko. Irgendwo müssen wir anfangen.«

Durch das Licht huschten zwei Ratten. Aus der Schnauze der ersten hing ein Beutestück hervor. Das zweite Tier verfolgte seinen Artgenossen. Wahrscheinlich hatte es auch Hunger.

Allmählich verloren die Müllberge neben uns an Höhe. Sie glichen nur mehr einer kleinen Hügelkette, die schließlich flach wie das normale Niveau auslief.

Auch innerhalb dieses Geländes gab es Straßen und sogar eine Kreuzung, vor der wir anhielten.

»Rechts oder links?« murmelte Suko.

Ich deutete mit dem Daumen nach rechts. »Da ungefähr müssen auch die Schienen entlanglaufen.«

»Fehlt nur noch, daß wir auf einen Bahnhof treffen.«

»Hier rechne ich mit allem.« Die Reifen wühlten sich durch eine

feuchte, schwimmende Insel, bevor wir auf einem relativ normalen Boden weiterfahren konnten. Auch jetzt begleitete uns der Müll. Allerdings wirkte er hier schon gepreßt. Er flankierte den Weg wie Mauern.

Die Sicht nach vorn lag frei. Deshalb konnten wir auch den höher gelegenen Damm erreichen, der eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Bahndamm nicht verleugnen konnte. Ich ging jede Wette ein, daß oberhalb des Bahndamms die Gleise verliefen.

Auch Suko dachte so. »Das muß er sein.«

Ich stoppte den Rover und stieß den Wagenschlag auf. »Willst du hoch?« fragte Suko.

»Sicher.«

»Laß dich nur nicht vom Vampir beißen!«

»Keine Sorge, mein Blut schmeckt ihm nicht.« Sacht drückte ich die Wagentür zu.

Bereits nach wenigen Schritten versanken meine Füße im Schlamm. Es war irgendwie widerlich, durch dieses Zeug laufen zu müssen, aber mir blieb keine andere Wahl.

Auch das Hochsteigen in Richtung Damm war nicht einfach. Sehr oft rutschte ich aus und glitt wieder ein Stück nach unten. Ich hatte das Gefühl, über in der Tiefe noch schmorenden Müll zu laufen, obwohl der Untergrund fest war.

Der Himmel zeigte sich von seiner miesen Seite. Schwer und wolkenverhangen lag er über dem Land. Kein Stern schimmerte durch, auch der Mond hielt sich bedeckt. Zum Glück nieselte es nicht mehr.

Nur der Wind brachte Kühle mit und verstärkte zudem den Brandgeruch, der wie ein nicht abreißender Schleier über der Müllkippe lag. Mit zwei letzten kraftvollen Schritten erreichte ich die Oberseite des Damms und sah dicht vor mir die blankgefahrenen Schienen.

Zwei Paare liefen dicht nebeneinander. Wenn ich nach vorn schaute, wurden sie sehr bald von der Finsternis verschluckt.

Es gibt einen Trick, um herauszufinden, ob sich ein Zug nähert.

Man muß das Ohr auf die Schiene legen. Stahl gehört zu den besten akustischen Leitern. Auch wenn der Zug noch weit entfernt war, würde ich ihn hören können.

Ich machte die Probe aufs Exempel. Zuerst hörte ich nichts, dann hielt ich mir das freie Ohr zu, so daß ich mich nur auf den einen Vorgang konzentrieren konnte.

Ja, da war etwas.

Das leichte Vibrieren konnte ich einfach nicht überhören. Zu den Fachleuten zählte ich mich nicht, aber dieses Geräusch zeigte mir an, daß sich der Zug nähern mußte. Ich richtete mich wieder auf und schaute über das Gleis hinweg nach vorn. Noch konnte ich die Lichter

der Lok nicht sehen, in wenigen Minuten würde es anders aussehen.

So rasch wie es ging, rutschte ich den Hang hinab. Suko empfing mich mit einem verwunderten Ausdruck auf dem Gesicht.

»Kommt er?«

»Bestimmt.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Am besten wird es sein, wenn wir abwarten und dann schauen, wer alles aussteigt.«

»Hoffentlich nicht nur Vampire.«

Ich schielte ihn schräg an. »Du hast vielleicht Humor.«

»Nee, den habe ich verloren…«

***

Irgendwann konnte Marion auch nicht mehr weinen. Der Güterzug hatte noch einige Male auf freier Strecke stoppen müssen, weil er, der nicht an genaue Zeiten gebunden war, keine Durchfahrt bekam.

Marion wußte auch nicht, in welche Richtung sie rollten und wie weit das Ziel noch entfernt war. Auf diesbezügliche Fragen hatte sie nie eine richtige Antwort bekommen.

So wartete sie weiter.

Bei jedem Halt hatte der Blutsauger die Tür geöffnet und nach draußen geschaut. Mit einem kalten Leuchten in den Augen hatte er sich jedesmal umgedreht und die Hände gerieben.

»Ich habe Menschen sehen können. Blut für mich«, flüsterte er.

»Blut nur für mich.«

Dann war wieder die heiße Angst in Marion hochgestiegen. Sicherheitshalber hatte sie sich jeglichen Kommentars enthalten. Auf keinen Fall wollte sie den Wiedergänger reizen, der manchmal unruhig wie ein Gefangener den Waggon durchschritt und Marion dabei auch ständig anschaute.

»Du bist eine wirklich gute Geisel, ja, eine Geisel, wie man sie sich nur wünschen kann.«

»Und Sie haben kein Mitleid?« fragte sie.

»Nein.«

Marion hob die Schultern. »Ich verstehe das alles nicht. Ich weiß nicht einmal, wie man dazu kommt, Vampir zu werden. Können Sie mir das erklären, bitte?«

»Und ob ich das kann. Du brauchst nur von einem meiner Freunde gebissen zu werden oder, wie ich es getan habe, vom alten Blut zu trinken. Dann wirst du es.«

»Daß es so etwas wie euch überhaupt gibt…«

»Es hat uns immer gegeben, es wird uns auch immer geben, meine Kleine. Daran mußt du dich gewöhnen.«

»Waren Sie schon immer Vampir? Sind Sie einige Hundert Jahre alt,

wie man oft hört?«
»So alt hoffe ich zu werden. Ich bin seit einigen Monaten Blutsauger. Zuvor…« Er lachte schrill, weil er sich köstlich amüsierte. »Zuvor habe ich der Polizei angehört. Ich war Kommissar.«
»In Germany.«
»Richtig, ein Bulle.« Er schüttelte den Kopf, weil er gleichzeitig so lachen mußte.
Das begriff Marion noch weniger. Wie konnte ein Polizist zu einem Vampir werden? Okay, sie hatte nie viel von der Polizei gehalten, aber sich dermaßen zu ändern, das wollte einfach nicht in ihren Schädel hinein. Da war bestimmt etwas nicht richtig gelaufen.
»Bist du jetzt enttäuscht, Kleine?«
»Nein, überrascht.«
»Das kann ich mir denken. Aber glaub mir eines. Die Zeiten als Mensch liegen zurück. Sie werden auch nicht wiederkehren. Ich baue mir meine eigene Armee auf. Ich brauche nur noch die nötige Stärke erreicht zu haben, dann klappt alles wie am Schnürchen. Meine Pläne stehen bereits in der Theorie.«
»Was haben Sie denn vor?«
»Eine Vampir-Truppe zu gründen. Eine kleine Armee, deren Mitglieder überall auf der Welt verteilt sind. Ich suche mir auch ein Hauptquartier aus, von wo aus ich die Befehle erteile. Es wird wunderbar werden. So etwas hat die Welt noch nicht erlebt.«
»Man wird Sie töten!« rief Marion dazwischen.
»Wirklich? Wer kann mich schon töten?«
»Dieser Sinclair!«
Mallmann beugte sich wieder zu Marion herab und präsentierte seine Blutzähne. »Da hast du recht, da hast du sogar sehr recht. Doch er wird es nicht wagen, glaub mir.«
»Meinetwegen?«
»Nein, nicht. Es gibt noch eine andere Person, die sich in meiner Hand befindet. Sie ist sehr gut untergebracht. Ich habe sie versteckt. Sinclair wird sie nicht finden.«
»Wer… wer ist es denn?«
»Seine Mutter!«
Diese Antwort empfand Marion wie ein Schlag in ihr Gesicht. Sinclairs Mutter! Himmel, welch eine Macht mußte dieser Blutsauger besitzen, daß er es geschafft hatte, an sie heranzukommen! Sie wollte noch eine weitere Frage stellen, sah jedoch, daß sich der Blutsauger nicht mehr für sie interessierte und sich bereits herumgedreht hatte. Er war mit schleichenden Schritten auf die Tür zugegangen, als könnte er dort etwas Besonderes feststellen.
Sein Ohr drückte er gegen das Holz. Für einige Sekunden blieb er in dieser Haltung, dann drehte er sich um und stellte Marion Brookman

die Frage. »Hast du es auch gespürt?«
»Was?«
»Wir haben an Tempo verloren. Ich glaube, wir sind am Ziel unserer Reise.«
Marion begann wieder zu zittern.
»Meinen Sie… meinen Sie die Müllkippe, von der Sie gesprochen haben?«
»So ist es.«
»Und dort wartet Sinclair?«
»Richtig.« Er streckte ihr die Hand entgegen. »Allerdings werden wir nicht durchfahren.« Ohne eine weitere Erklärung abzugeben, drehte er sich um, wo er gegen die Innenseite der Tür schaute. Er wollte sie aufreißen, packte den Griff und stemmte sich hart zurück.
Ein Vampir besitzt Kraft, das bewies Mallmann in diesem Augenblick. Trotz der Gegenkräfte schleuderte er die Tür auf, so daß das große Loch des Eingangs entstand.
Rechteckig, sehr breit, auch hoch, so daß der Wind in den Waggon pfeifen konnte.
Er wühlte die wenigen dunklen Haare des Blutsaugers am Hinterkopf in die Höhe. Gegen den Fahrtwind streckte Mallmann seinen Kopf aus der Öffnung. An der linken Seite hielt er den Türgriff fest.
Marion Brookman schaute auf den Rücken. Der scharfe Wind biß und heulte in den Waggon. Er übertönte andere Geräusche bei weitem. Sie hoffte, daß er auch das Klirren der Ketten überdecken würde, wenn sie sich erhob, um auf Mallmann zuzugehen.
Nur ein harter Stoß in den Rücken, und die Sache war erledigt.
Dann konnte sie, wenn der Zug hielt, um Hilfe rufen.
Der Vampir merkte nichts. Er schaute auch weiterhin nach draußen in die Dunkelheit, durch die zudem Schatten huschten. So jedenfalls kamen Marion die vorbeirasenden Masten oder Büsche vor.
Die beiden Ketten konnte sie nicht akzeptieren, aber sie hatte sich irgendwie daran gewöhnt. Durch einen Trick gelang es ihr auch, aufzustehen, ohne dabei die Hände zu Hilfe nehmen zu müssen.
Im Rücken des Vampirs kam sie auf die Beine.
So weit wie möglich hatte sie ihre Füße auseinandergestellt, um das Gleichgewicht halten zu können. Die Wagenschlange rollte nicht ruhig dahin. Auch jetzt schaukelte sie, die einzelnen Waggons ruckten. Ohne Ketten war es schon nicht einfach, das Gleichgewicht zu halten, mit Fesseln schon schwieriger.
Marion bewegte sich breitbeinig voran. Auch die Arme hatte sie auseinandergezogen.
Sie kam beinahe lautlos an den Blutsauger heran.
Genau das wollte sie.
Auch Marion merkte, daß der Zug an Geschwindigkeit verlor. Zudem

hatte sich der Geruch verändert. Vorhin war noch frischer Wind in den Wagen geweht. Jetzt brachte er den Gestank von Verbranntem mit.

Mallmann hatte von einer Müllkippe gesprochen. Ihr war klar, daß sie die Ausläufer erreicht hatten.

Er trug wieder seine Kapuze. Längst war die Kerze durch den Wind erloschen. Von hinten sah der Blutsauger in seiner ungewöhnlichen Kleidung aus wie eine gefährliche Horrorgestalt.

Noch ein Schritt…

Marion holte bereits aus. Sie hob ihre gefesselten Hände an. Straff wie ein Seil spannte sich die Kette zwischen ihren Gelenken. Sie brauchte die Arme nur nach vorn zu stoßen.

In diesem Augenblick drehte sich der Blutsauger um – und lachte.

Da schlug Marion zu.

Sie hatte all ihre Wut, ihre Verzweiflung und auch ihren Haß in diesen Schlag hineingelegt. Obwohl sich Mallmann umdrehte, konnte er einen Treffer nicht vermeiden.

Die Kette erwischte ihn zwischen Hinterkopf und Nacken. Sie wirkte zwar nicht wie ein Fallbeil, aber sie hatte genügend Wucht, die Gestalt nach vorn zu schleudern.

Seine Hand verlor den Halt. Für einen Moment sah es so aus, als könnte er sich noch einmal fangen, dann aber kippte er nach hinten und stieß im Fallen die rechte Hand vor.

Die Kette wurde Marion zum Verhängnis. Nur mit den Spitzen zweier Finger packte der Vampir die Glieder, hackte sich daran fest und zerrte Marion aus dem Waggon.

Sie fielen beide.

Ihr Schrei ging im Rattern der Räder unter. Während sie noch fiel, glaubte sie, irgendwo in der Dunkelheit Licht zu sehen, dann raste der finstere Boden auf sie zu, wobei sie persönlich das Gefühl hatte, er würde ihr entgegenkommen.

Der Aufprall war brutal. Bei Marion wurde er trotzdem gedämpft, weil sie auf den Körper des Blutsaugers krachte. Das spürte sie noch, dann ging die normale Welt für sie unter in einem rasenden Wirbel aus Schlägen und Schatten.

Den schrillen Pfiff der Lok bekam sie nicht mehr mit…

***

Aber wir hatten ihn gehört!

Und wir hatten auch den Zug gesehen. Nach wie vor standen wir unten am Damm, als das Ungetüm heranrauschte.

Allmählich lief der Zug aus. Wind fegte den Damm hinab und in unsere Gesichter.

Die Kette der Wagen rollte an uns vorbei. Sogar Bremserhäuschen

sahen wir, in einem schimmerte Licht. Es konnte sich um den Schein einer Taschenlampe handeln.

»Ich laufe hin. Bleib du im Wagen, Suko.«

»Okay, geht klar.«

Mein Freund verstand mich. Der Vampir hatte verlangt, nur mich zu sehen, Suko wollte er nicht dabei haben.

Ich beeilte mich. An der Wagenkette rannte ich entlang, bis ich das Bremserhäuschen erreicht hatte. In diesem Moment kam der Zug auch zum Stehen. Noch einmal schüttelten sich die Wagen durch, als wollten sie irgend etwas abstreifen.

Wie ein Wiesel flitzte ich den Hang hoch und hatte diesmal mehr Glück damit. Ich rutschte nur einmal ab. Der Bremser hatte mich noch nicht gesehen. Er trug tatsächlich eine Taschenlampe und wollte sein Häuschen auf der anderen Seite verlassen, als ich ihn anschrie.

»He, warten Sie!«

Mein Ruf mußte den Mann wohl völlig überrascht haben, denn er zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. In der Enge des Häuschens drehte er sich um, schaute in meine Richtung. Ich mußte ihm wohl wie ein Geist vorgekommen sein.

Er nahm eine, was verständlich war, mir gegenüber feindselige Haltung ein.

»Polizei!« rief ich ihm zu. »Bitte, Sie können…«

»Na und?«

Ich kletterte die Stufen hoch und stand vor ihm. Vor lauter Bart war sein Gesicht kaum zu erkennen. In den kleinen Augen flackerte das Mißtrauen.

»Was wollen Sie?«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis, den er anleuchtete und ihn sogar kommentierte. »Tatsächlich, ein Bulle.«

»Wie Sie sehen.«

Er wischte durch sein Gesicht. »Ja, was wollen Sie hier? Wir haben nichts geladen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher.«

»Unsinn, die Wagen sind leer.«

»Es geht mir auch nicht um eine normale Fracht. Ich könnte mir vorstellen, daß Sie blinde Passagiere mit auf die Reise genommen haben.«

»Nein!«

»Dafür legen Sie die Hand ins Feuer?«

»Das nicht gerade. Ich habe jedenfalls nichts gesehen. Wer sollte sich denn da eingeschlichen haben? Ein Penner? Das haben wir öfter, aber die sind harmlos.«

»Nein, jemand, der mit einer weiblichen Geisel geflohen ist.«

»Sorry, davon habe ich nichts bemerkt.«

»Schon gut.« Ich nickte ihm zu.
»Sie können ja die Wagen durchsuchen.«
»Das wird keinen Sinn haben. Wenn jemand tatsächlich die Reise bis hierher mitgemacht hat, ist er bestimmt abgesprungen oder hat den Wagen jetzt verlassen.«
»Tja, da kann ich Ihnen leider auch nicht helfen.«
»Sie werden sich zurückhalten. Gehen Sie am besten zum Lokführer oder vorn an die Wache. Und halten Sie sich aus allem heraus, wenn eben möglich. Klar?«
»Ist es so schlimm?«
»Es kann schlimm werden.« Ich kletterte aus dem Bremserhäuschen und lief auf dem Damm parallel zum Zug.
Die Wagen waren allesamt verschlossen, bis auf einen.
Dessen Schiebetür stand weit offen!
Eigentlich ein Anachronismus, in diesem Fall jedoch erhöhte das meine Alarmbereitschaft. Ich nahm mir die Zeit, den Waggon zu untersuchen. Im Schein meiner starken Bleistiftleuchte forschte ich nach Spuren, fand leider keine, bis auf ein Stück Stoff, das wie verloren wirkend in einer Ecke lag.
Ich hob es auf und brachte es näher an das Lampenlicht heran. Der dunkle Fleck war einfach nicht zu übersehen.
Blut!
Mein Magen zog sich zusammen. Der Vampir, die Geisel und nun das Blut.
So etwas ließ jeden Schluß zu.
Weitere Indizien fand ich nicht, sprang aus dem Wagen und lief schräg den Damm hinab.
Suko wartete im Wagen versteckt. Ich blieb neben dem offenen Fahrerfenster stehen, blickte über das Roverdach und sprach mit leiser Stimme. »Sie waren im Zug.«
»Dann sind sie zuvor abgesprungen?«
»Leider.«
»Mist, wir können doch nicht den ganzen Platz auseinandernehmen.«
»Wer weiß. Ich…«
Da hörten wir die Stimme. Ein peitschendes Brüllen zerriß die Stille. Ich kannte den Rufer. Die Haut auf meinem Rücken zog sich zusammen. Mallmann rief nur einen Satz.
»Sinclair, kommen Sie her!«
Auf der Stelle drehte ich mich um und schaute in die Richtung, woher der Ruf erklungen war.
Mallmann stand höher als ich, deshalb war er auch in der Dunkelheit zu sehen. Mit einem Arm winkte er. Seine Gestalt kam mir unförmig vor. Ich erinnerte mich daran, daß er auch bei der Geldübergabe und der Geiselnahme eine Kutte getragen hatte.

»Ja, Will, ich komme!«
»Das ist gut. Lange warte ich nicht!«
Ich setzte mich in Bewegung und hörte Suko aus dem Wagen flüstern: »Gib auf dich acht, alter Tiger…«

***

Marion Brookman war wieder aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht und kannte nur ein Gefühl.
Schmerzen!
Es gab nicht eine Stelle an ihrem Körper, die nicht in Mitleidenschaft gezogen war. Der harte Fall hatte sie bis in die Grundfesten erschüttert. Sie selbst glaubte, nur aus blauen Flecken und Prellungen zu bestehen.
Ihren Peiniger sah sie nicht. Sie wußte jedoch, daß er sich in der Nähe aufhielt, weil sie das Gefühl nicht loswurde, der Wind würde ihr den Geruch von Moder entgegentragen.
Dabei war es nur der Gestank der riesigen Müllhalde, praktisch ihr Markenzeichen.
Noch immer war sie gefesselt. Und sie hockte mit ihrem dünnen Kleid auf einem kalten Boden.
Der Untergrund bestand aus Stein. Als sie den Blick nach unten und nach vorn richtete, stellte sie fest, daß sie der Vampir auf eine Steinpyramide geschleppt hatte.
Marion schaffte es nicht, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie wollte sich auf die nähere Umgebung konzentrieren, als sie plötzlich die Stimme des Blutsaugers in ihrem Rücken hörte. Mallmann brüllte nach John Sinclair.
Und der antwortete ebenso laut, daß er sich dem Vampir stellen wollte.
Marion Brookman schloß für einen Moment die Augen. Alles nur ihretwegen. Sie konnte es nicht fassen und hatte den Eindruck, als würde das Grauen unendlich werden…
Wie die Gefangene einer kleinen Insel hockte sie auf den schwarzen Steinen, wehrlos und von einer starken Angst gezeichnet. Sinclair oder der Vampir?
Es gab keine zwei Sieger.
Wer hatte die größeren Chancen?
Marion wagte nicht, darüber nachzudenken…

***

Was Suko tat, war mir egal. Ich wußte, daß es nur diesen einen Weg für mich geben konnte. Einen Weg in den Sieg oder in die Hölle. An die letzte Möglichkeit durfte ich erst gar nicht denken. Auf einer Müllhalde zu enden, ist nicht eben erstrebenswert.
So schritt ich Mallmann entgegen, der in seiner weißen

Kidnapperkutte mit der roten Kapuze auf mich wartete. Er hatte seine Haltung nicht verändert, allerdings brauchte er auch kein Licht.

Ich ließ die Lampe ebenfalls stecken und dachte an meine anderen Waffen.

Einmal die Beretta, dann das Kreuz, auch den Dolch trug ich bei mir. Mochte ein Vampir noch so stark sein – gegen das geweihte Kreuz, die Kugel aus Silber oder auch gegen den Silberdolch kam er nicht an. Alle Waffen waren auch für Mallmann tödlich.

Ich hätte längst schießen und ihn vernichten können. Ich tat es nicht. Da war erstens Marion Brookman, die Geisel, und zweitens dachte ich an meine Mutter, die sich ebenfalls noch in den Klauen des Blutsaugers befand. Wahrscheinlich hielt er sie irgendwo versteckt, wo ich sie von allein niemals fand.

Das alles war auch Mallmann bekannt. Nur aus diesem Grund stellte er sich mir offen entgegen. Ich wußte nicht genau, was er von mir wollte. Die fünfhunderttausend Pfund Lösegeld hatte er von mir bekommen. Startkapital für furchtbare Pläne. Es konnte höchstens sein, daß er mich vorführen und mir meine eigene Hilflosigkeit demonstrieren wollte. Wenn es auch lächerlich klingen mag, Vampire besitzen irgendwie eine Psyche, zudem war Mallmann noch nicht lange Blutsauger. Er hatte seine normale, menschliche Existenz bestimmt nicht vergessen und kannte noch zahlreiche Tricks und Kniffe, die er einsetzte.

Er winkte mir zu.

Die Distanz zwischen uns war mittlerweile so gering geworden, daß ich seine Handbewegung klar erkennen konnte.

Okay, das Zeichen hatte ich verstanden. »Keine Sorge, Mallmann, ich komme.«

»Das ist gut, John, sehr gut.« Gleichzeitig ging er zurück. Wie eine Flucht sah es nicht aus. Es kam eher vor, als wollte er mich zu einer bestimmten Stelle führen, was auch stimmte.

Ich mußte einen kleinen Hang hochsteigen. Er war mit dürren Gras bewachsen. Auf der Oberfläche des Hangs, leicht rechts von mir liegend, da entdeckte ich den kleinen Hügel, der mich an eine Pyramide erinnerte.

Ein Hügel aus Steinplatten. Unten fügten sich die breiten Platten aufeinander, während sie oben immer schmaler wurden. Die letzte von ihnen besaß jedoch Ausmaße, die mehreren Personen Platz ließ.

Im Moment befand sich nur eine darauf.

Es war Marion, die Geisel!

Sie kniete breitbeinig auf dem kalten Gestein. Auch die Arme hatte sie ausgebreitet. Zwischen den Handgelenken schimmerten die Glieder einer Kette. Auch die Fußgelenke waren durch eine Kette miteinander verbunden. Der kalte Zorn stieg in mir hoch. Wie konnte man einen

Menschen nur derart behandeln.

Mallmann ging schneller. Ich hatte die untere Steinplatte noch nicht erreicht, als er über mir stehenblieb und unter seine Kutte griff.

Mit einer raschen Bewegung zog er den Arm wieder hervor. Die Hand hielt den Griff eines Messers umklammert, dessen breite Klinge einen matten Reflex in die Dunkelheit schleuderte.

Die Spitze zielte gegen die Kehle des Mädchens.

Ich blieb stehen. »Was soll das werden, Mallmann? Willst du deine Opfer jetzt erstechen?«

Er lachte dumpf unter der Kapuze. »Nein, nein oder vielleicht. Komm nur höher, Sinclair, komm nur höher.«

Ich kletterte hoch, befürchtete, daß durch mein Gewicht die Ränder abbrechen würden, aber sie hielten. Die Konstruktion war besser, als sie aussah.

Ich kletterte bis nach oben.

Will Mallmann behielt die Kapuze übergestreift. Eine lächerliche Verkleidung, doch ungemein wirkungsvoll.

Das Mädchen drehte mir den Rücken zu. Ich hörte sein heftiges Atmen und freute mich darüber, denn dies bewies mir, daß Marion noch nicht zu einem Vampir gemacht worden war.

»Was willst du, Mallmann?«

»Dir zeigen, wie hilflos du bist.«

»Bin ich das tatsächlich?«

»Du denkst an deine Beretta und an das verfluchte Ding vor deiner Brust, nicht?«

»Ja, das Kreuz!«

»Nimm es ab.«

»Und dann?«

»Nimm es ab. Nimm es ab, wirf es weg, wirf alle Waffen weg, die du bei dir trägst.«

»Willst du sie haben?«

»Mach schon.« Seine rechte Hand zuckte. Die Spitze näherte sich der Kehle des Mädchens. »Ich will dich vorführen, ich will dich waffenlos haben, Sinclair.«

»Was hast du davon?«

»Ich kann es deiner Mutter erzählen, Sinclair.«

Da hatte es mich getroffen. Er mußte gesehen haben, daß mein Gesicht einen anderen Ausdruck bekam, denn er freute sich darüber.

»Ein schwacher Punkt, Geisterjäger, wie?«

»In der Tat. Was ist mit ihr?«

»Es gibt sie noch.«

»Das ist mir zuwenig!«

»Weg mit den Waffen!«

Ich zögerte, was ihn wütend machte. »Denk an deine verdammte

Mutter. Ich weiß, wo sie ist.«

Zuerst warf ich die Beretta weg. Ich hörte sie auf die vorstehenden Steinkanten prallen. Es folgte der Dolch, dann griff ich zum Kreuz.

Mallmann ließ mich nicht aus dem Blick. Hinter den Schlitzen funkelten seine Augen. Das Kreuz war die gefährlichste Waffe. Allein der Anblick bereitete ihm Schmerzen.

Daß er sich auf ein so hohes Risiko einließ, wunderte mich. Irgendwo mußte er schwer unter Druck stehen und seine Probleme haben.

Die finanziellen waren zunächst gelöst, aber da gab es andere, mit denen er nicht fertig wurde.

Hatte er sich übernommen?

»Das Kreuz!«

Ich nickte in seine Richtung. »Immer mit der Ruhe, Will. Du bekommst es, keine Sorge!«

»Du sollst es wegschleudern.«

»Und dann?« Ich hielt die Kette bereits fest. Beide Arme hatte ich angehoben.

»Werde ich dir alles weitere sagen. Oder willst du, daß die Kleine hier stirbt?«

»Nein, Donnas Schicksal hat mir gereicht.«

»Na bitte.«

Ich zog das Kreuz hervor. Das Mädchen konnte es nicht sehen. Es kniete und starrte nur den Maskierten an.

Jetzt hing es außen. Strahlte es Wärme ab, erreichte sein Fluidum den Vampir?

Mallmann hatte seine eigentliche Haltung nicht verändert. Er stand nur noch gespannter da.

»Weg damit!« röhrte er unter seiner Kapuze.

»Ja, sofort. Aber nur, wenn du deinen Dolch wegwirfst!«

»Nie!«

»Dann werde ich mein Kreuz auch nicht aus der Hand geben. Willst du es haben?« Ich ging einen kleinen Schritt auf die Geisel zu.

Mallmann war irritiert. Seltsam, wie schwach seine Nerven plötzlich waren.

»Na?«

»Wirf es nicht weg, John!« vernahm ich die Stimme meines Freundes aus dem Hintergrund. »Halte es ruhig fest. Ich bin gespannt, wie sich unser Freund aus der Lage befreien will, Mallmann, du hast zu hoch gepokert. Jetzt haben wir dich!«

***

Hatte sich der Blutsauger in den letzten Sekunden schon nicht gerührt, so schien er jetzt regelrecht einzufrieren. Er wußte nicht mehr, was er tun sollte. Wenn er zustieß, würde ich das Kreuz werfen,

das stand fest.
»Deine Mutter, Sinclair… denk an sie!«
»Das tue ich immer.«
Zum erstenmal meldete sich das Mädchen. »Mr. Sinclair. Es ist anders, es ist alles anders.«
»Was ist anders.«
»Ich habe ihn gesehen!«
»Wen?«
»Einen…«
»Halt dein Maul!« brüllte Mallmann mit einer Stimme, die ich nicht von ihm kannte.
»Nein!« schrie sie dagegen. »Wir sprangen zusammen aus dem Zug, aber da war noch etwas, das ich nur schwach mitbekam. Der Wechsel, er ist angelaufen wie…«
Da stieß er zu.
Ich schleuderte das Kreuz. Es war ein Reflex, ich konnte einfach nicht anders. Ich sah die Klinge und das Kreuz, aber ich war um eine winzige Idee schneller.
Marion Brookman schrie auf, als die Klinge sie erwischte, aber nicht tötete. Sie blutete am Hals und an der Wange, doch mein Kreuz hatte den Vampir dort getroffen, wo sich in seiner Kapuze die Augenschlitze befanden.
Er brüllte, kippte zurück, verlor den Halt und verschwand von der Plattform.
Ich hörte seinen Körper aufschlagen und Sukos Stimme. »Okay, John, er liegt hier.«
Dann erst bückte ich mich zu Marion, wickelte ein sauberes Taschentuch so gut wie eben möglich um die Wunde. Sie schaute mich an. Blut rieselte über ihre Lippen. »Das ist nicht so, Sinclair, nicht so. Ich erinnere mich wieder, nach dem Sprung aus dem Zug, sie…«
Dann wurde sie ohnmächtig.
Es war einfach zu viel für sie gewesen.
»John!« Suko schrie mir zu. Dieser Ruf alarmierte mich. Ich kannte meinen Freund. Wenn seine Stimme derart klang, war etwas geschehen.
So rasch wie möglich kletterte ich dann die Pyramide hinab, und zwar dorthin, wo sich das helle Licht befand.
Der Inspektor hatte seine kleine Lampe eingeschaltet und leuchtete die Gestalt an, die auf dem Rücken lag.
Ich konnte Mallmann nicht genau erkennen, weil Suko ihn mit seinem Körper deckte. Erst als er meine Schritte dicht hinter sich hörte, stand er auf.
»Da!« sagte er nur.
Ich schaute auf die Gestalt. Suko hatte die Kapuze nicht über seinen

Kopf gezerrt, sie nur hochgeschoben. Er ließ mich allein, weil er sich um Marion kümmern wollte.

Zu fassen war es nicht, es war auch nicht zu erklären, ich konnte nur starren.

Er lag vor mir. Das Kreuz hatte sich durch den Stoff und tief in sein Gesicht gebrannt. Ein Gesicht, aus dem noch dünne Rauchwolken stiegen, und ein Gesicht, das *nicht* Will Mallmann gehörte.

Es war das eines Fremden, der es phantastisch verstanden hatte, Mallmann zu kopieren. Erst jetzt dachte ich über Marions Aussage nach. Der Tausch, als sie aus dem Zug gesprungen waren. Mallmann hatte einen Helfer besessen, der von ihm ins Feuer geschickt worden war.

Er selbst befand sich noch auf freiem Fuß.

Wieder einmal hatte er uns genarrt. Die Fünfhunderttausend allerdings, die gehörten ihm.

Am liebsten hätte ich Rumpelstilzchen gespielt und mich selbst in den Boden getreten. Ich sah Suko, wie er von der Steinpyramide kletterte, die Geisel auf den Arm.

Marion lebte, doch sie brauchte dringend ärztliche Behandlung.

Dafür sorgten wir in der nächsten halben Stunde. Im Wärterhäuschen fanden wir ein Telefon und alarmierten die entsprechende Stelle, ohne irgendwelche Erklärungen an die Personen abzugeben, die uns umstanden und uns zuschauten.

Ich trat hinaus in die Nacht. Es fing wieder an zu nieseln. Im Mund aber spürte ich den bitteren Geschmack von Galle…

***

Am nächsten Mittag!

Wir litten noch immer unter den Folgen der vergangenen Nacht.

Weder Suko noch ich konnten etwas Eßbares zu uns nehmen. Wir hatten Sir James informiert, der nur die Schultern hob und sagte:

»Ist das ein Wunder? Mallmann ist mit allen Wassern gewaschen.«

Ja, das war er wirklich.

Er schaffte es tatsächlich, allem die Krone aufzusetzen. Eiskalt rief er mich an.

»Hör zu, Sinclair! Du schaffst es nicht, mich zu kriegen. Ich lege dich immer rein. Ich hatte mir einen Schauspieler als Vampir genommen. Er hat seine Sache gut gemacht.«

»Mallmann!« knirschte ich.

»Keine Ausfälle, bitte. Ich melde mich wieder. Vielleicht lasse ich deine Mutter mal schreien. Was hältst du davon?«

Ich lief rot an, kochte vor Zorn, hörte sein Lachen und wie er sich noch bedankte, daß ich es ihm ermöglicht hatte, die Fünfhunderttausend zu bekommen.

Mitten in seinem Satz schleuderte ich den Hörer so hart auf den Apparat, daß der fast zersprang. Danach konnte ich nur den Kopf zwischen meine Hände pressen.

Daß Suko und Glenda das Büro betraten und an der Tür stehenblieben, bekam ich nicht mit.

Ich war mit den Nerven fast am Ende. Das hatte nicht einmal der Schwarze Tod früher geschafft, aber eine Kreatur namens Will Mallmann, die einmal zu unseren Freunden gehört hatte…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 099 »Hüte dich vor Dracula «